

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 126

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

Herbert Berger

Lesebuch

Zusammengestellt  
und mit einem Nachwort

von

Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 126

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
und der Literaturkommission für Westfalen  
von Walter Gödden  
Band 126

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Urheberrechtsnachfolgers nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

© 2023 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1894-4  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Meine ersten Gedichte entstanden im Zorn	9
Lyrikpreis der Stadt Darmstadt	12
Akkord	13
Morgen haue ich auf den Putz	14
Noch ein Jahr	15
Kohlepreis	16
Gesellschaftsordnung	23
Feine Leute	24
Stationen mit und ohne Marta	25
Der Pütt	26
Am Zechentor	27
Am Amtsgericht	28
Im Gericht	29
Struktur im Wandel	33
Besuch, in der Grube	34
Früh um vier	35
stille stadt	36
Schulentlassungsfeier	37
Willi	39
längs der langst	43
Loblied der Daheimbleiber	44
die andere stadt	46
Die Kritiker	47
Meine Stechkarte habe ich abgegeben	50
Ein Esser mehr	52
Die Spinnerei	56
Allerhöchster Besuch	60
Uns blieb nur das Holzbein	64

Neunzehnhundertdreiunddreißig	65
Die Bücherverbrennung	69
Marie Berger – meine Mutter	72
Martha	74
Kriegstrauung	77
»Du kannst hier anfangen!«	79
Da werden Sekunden zur Ewigkeit	83
Kohlenkrise	85
Uns wird nichts geschenkt	90
Wo ich wohne	92
Die Bergmannsfrau	93
Am Taubenschlag	94
Die Starrer	95
Ich sprach mit Ede	96
So war meine Mutter	97
Aber wer weiß das schon	99
Der Container	101
Sie machten Schlagzeilen	103
Die Vorlesung	105
Jugendliche hinter dem Holztisch	107
Während ich schreibe	109
Morgenlektüre	111
Der Pakistani	113
Tatta	115
Heute kommt wieder so ein Dichter	117
Wartende	119
Wasenka aus Kattowitz	121
Die unechten Ringe	123
Blasmusik	125
Wege der Erinnerungen	132

Dämmerstunde	137
Nachwort	140
Textnachweise	154





## Meine ersten Gedichte entstanden im Zorn

[...]

Meine ersten Gedichte entstanden im Zorn.

Als Nackter im Pütt führte ich kein Notizbuch bei mir, ich mußte meine Beobachtungen und Gedanken im Kopf behalten, bis ich wieder bei meinen Klamotten war. Ich schrieb mir alles von der Leber weg.

Überrascht war ich, als mein erstes Gedicht tatsächlich in einer Zeitung erschien.

Als ich dafür auch noch Honorar bekam, wurde ich vorübergehend großenwahnsinnig und Marthel meinte, eine Schreibmaschine könne sie irgendwie vom Ersparaten abzwacken.

Obwohl ich immer noch nebenbei im Wald Faschinen für Flußregulierungen band, trotz der Maloche auf dem Pütt, nutzte ich nun jede freie Minute, um zu schreiben. Die Produkte schickte ich an Zeitungen.

Ich hätte mich durch die vielen Rücksendungen ganz bestimmt entmutigen lassen, wenn Martha mich nicht energisch angefeuert hätte. Sie hörte nicht auf damit, wenn auch die Ausgaben für Papier und Porto am Anfang höher als die Einnahmen waren. Die Veröffentlichung des ersten Gedichts schien entweder ein Zufall oder ein Versehen gewesen zu sein.

Aber es hatte mich gepackt. Wenn ich an der Schreibmaschine saß und mit zwei Fingern tippte, bekam alles ein anderes Gesicht. Das, was ich aufschrieb, war ich los, es belastete mich nicht mehr. Ich sah alles viel genauer und durchschaute es besser. Mir schien immer, als hätte ich die Erlebnisse, Beobachtungen und Gedanken vielen Leuten erzählt, obwohl die beschriebenen Blätter doch ungelesen in meiner Schublade lagen.

Martha war eine strenge Kritikerin, sie unterschied sofort Saatgut und Mist. Wenn es mir auch manchmal sauer aufstieß, sie hatte meistens recht.

Die Erfahrungen, die sie in den Fabriken gemacht hatte, bestätigten meine eigenen, daß hinter den Werktoeren eine ganz andere Welt existiert, von der die Öffentlichkeit wenig erfährt, weil die Betroffenen entweder schweigen oder nur unter sich sprechen.

Wieviele Thekengespräche, denen ich zugehört habe, waren druckreife Berichte über unglaubliche Zustände und Mißstände in den Betrieben!

Mehr durch Zufall hörte ich von Arbeitern, die schon seit dem vorigen Jahrhundert über ihre Arbeit und ihr Leben geschrieben hatten. Darüber wollte ich mehr wissen. Seitdem suchte und sammelte ich alte und neue Arbeiterliteratur. Ich stöberte in Buchhandlungen, aber da war fast nichts aufzutreiben. Der freundliche Bibliothekar in unserer Bücherei hat mir oft geholfen, aber richtig fündig wurde ich erst im Nebenraum des Betriebsratzzimmers. Dort entdeckte ich eine Reihe alter, verstaubter Bändchen. Es waren Bücher, geschrieben von Arbeitern. Sie hatten die Nazizeit überstanden und die Bombennächte.

Niemand hatte etwas dagegen, daß ich sie mitnahm, es waren ja unansehnliche, billige Bücher und Hefte.

Ich fing an, sie zu lesen und fand ein handfestes Stück Arbeitergeschichte. Besonders konkrete Aussagen notierte ich auf Schubladenzetteln. Genauso wie ich hatten diese schreibenden Arbeiter und Arbeiterinnen die Würde und Freiheit gesucht. In der Geschichte hatte es Fürsten und Despoten gegeben, ihre Büttel in Schulen und Kasernen, auf den Bauerngütern und in den Fabriken hatten von jeher diejenigen unterdrückt, die nur ihre Arbeitskraft besaßen. Männer, Frauen und Kinder mußten für den Reichtum der Mächtigen schufteten und waren von ihren Launen abhängig. Ich fand viele Parallelen zu meiner Jugend in Schlesien, zu meinen Kriegserfahrungen und auch zum Pütt.

Ja, es gab Ähnlichkeiten zu entdecken.

Mich hat das Kennenlernen meiner Vorgänger mächtig bestärkt. Wer soll denn über die Zustände vor Ort schreiben, wenn nicht wir selber? Wir müssen uns das Wort nehmen, damit nach draußen kommt, was uns bedrückt, was uns vorenthalten wird, was uns mutig macht und selbstbewußt.

Mir wurde mit der Zeit klar, daß es nicht genügt, ausschließlich die Arbeitswelt zu beschreiben. Unsere Doppelglasfenster und Rollos sollen uns nicht den Blick über den Zaun versperren, den Blick auf das Unrecht, das bei uns und in der Welt täglich passiert. Wir schlafen zu ruhig.

Als meine Kumpel hinter meine Schreiberei kamen, waren ihre Reaktionen ziemlich verschieden. Die Interessierten erzählten mir ihre Erlebnisse und gaben mir Anstöße, besondere Vorkommnisse festzuhalten. Manche waren zurückhaltender, akzeptierten mich aber, weil ich in ihrer Sprache schrieb und weil sie die Texte an ihrer eigenen Wirklichkeit nachprüfen konnten.

Meine Vorgesetzten betrachteten mich mißtrauisch. Nestbeschmutzer nannten mich einige sogar.

Wie konnte sich ein Bergmann auch herausnehmen, den Pütt und die Maloche so madig zu machen!

## Lyrikpreis der Stadt Darmstadt

Wer diese Welt ändern will,  
mit Worten, lyrischen Dichtungen,  
wird sich wund schreiben,  
heiser schreien,  
sie lesen nicht,  
sie hören nicht.  
Alle Dichter, die kommen und waren,  
stehen in Bücherschränken,  
wohlverwahrt  
bei denen, die es angeht,  
sie lasen sie,  
sie hörten sie,  
dann reihten sie sie ein  
in die Meter Bücherrücken.

Wer diese Welt ändern will,  
müßte sich von Gott  
einen riesigen Knüppel borgen,  
von ihm sich die Kraft leihen,  
und den Leuten,  
die diese Welt ändern könnten,  
das Vermächtnis der Dichter  
ganz unlyrisch einbläuen.  
So würden wir Menschen alle  
zu Minnesängern der Gerechtigkeit.

## Akkord

Man hat genau ausgerechnet  
wie lange es dauert,  
wenn er sich bückt,  
wieder aufrichtet,  
einspannt,  
ausspannt,  
überhaupt ist alles  
ausgerechnet.  
Ohne Gitter,  
und doch unentrinnbar,  
genau auf Maß  
umklammert ihn  
der Akkord.

Eine Wanze  
kann Jahre ohne Nahrung  
hinter einer Tapete sitzen,  
weil wir Menschen  
aber essen wollen  
und müssen,  
haben Menschen unsere Welt  
so eingerichtet,  
daß manche ein Leben lang  
genau ausgerechnete Arbeiten verrichten  
und andere Menschen  
davon leben,  
und nicht hinter Tapeten  
sondern in der Sonne.

Eine Wanze kann nicht  
eine andere ausnutzen.  
Denn Akkord  
stammt vom Menschen!

## Morgen haue ich auf den Putz

Schrecklich, so eine Nacht ohne Schlaf.  
Zuviel Bohnenkaffee oder Krimi.  
Ich werde zum Reformier,  
ich werde denen mal anständig Bescheid stoßen,  
da oben.  
So geht das nicht weiter,  
Gehaltserhöhung, Betriebsklima,  
Menschenwürde, Akkord,  
und was es alles so gibt.  
Ich wachse über mich hinaus,  
meine Kollegen wundern sich,  
meine Vorgesetzten erschrecken.  
Der Wecker klingelt,  
nun war ich doch eingedöst,  
schrecklich schöner Traum.  
Nun kommt der Arbeitstag.  
Mit ihm der Direktor,  
aber nicht nackt wie im Traum.  
»Guten Tag, Herr Direktor«,  
sage ich, mehr nicht.  
Aber dann haue ich auf den Putz,  
dort, wo ein Stück Tapete fehlt,  
die Finger bluten.  
Immer noch besser,  
als sich die Finger verbrennen.

## Noch ein Jahr

Ein Jahr noch,  
dann ist es vorbei.  
Mit Seilfahrt,  
Frühschicht, Mittagsschicht,  
mal Nachtschicht,  
dann habe ich Zeit  
und meine Rente.  
So hat er gesagt,  
mein Kumpel.  
Ein Jahr ging vorbei,  
dann hatte er sie,  
seine Rente.  
Kein Jahr mehr,  
dann war alles vorbei,  
vierzig Jahre Maloche,  
vier Monate ausruhen.  
Stadtfriedhof,  
zweite Reihe,  
Grab 36.

## Kohlepreis

Alles geht so schnell, bricht urplötzlich über sie herein, daß sie in den Schraubstock aus Eisen und Stein festgeklemmt sind, ehe sie alles begriffen haben. Welcek weiß nicht, ob er geschrien hat, sein Mund ist voll Kohlendreck und Staub, in den Augen brennt das Salpeterwasser wie Feuer, sein Körper ist durchgeschüttelt und zerschlagen, die Luftdruckwelle hat Welcek zwischen die Eisenstempel geschleudert. Der Gebirgsschlag hat den Streb in zwei Hälften geteilt, hat alle Lebensadern zerfetzt.

Nach dem scheppernden Lärm der Panzerketten und der krachenden Kohlenlagen herrscht nun Stille, nur unterbrochen vom Mahlen der Bruchlagen, die sich in der neuen Stellung festsetzen. Das Gebirge braucht seine Zeit, um sich zu beruhigen.

Welcek sitzt in Hockstellung, die Steine pressen ihn an den Eisenstempel, der Stahlkeil bohrt sich in Welceks Kreuz, will ihm das Rückgrat zerbrechen.

Finsternis umgibt den Kohlenhauer Welcek, macht ihm mehr zu schaffen als die Schmerzen. Die Angst hockt neben ihm, jedes herabfallende Steinchen bringt Panikstimmung, aber Welcek kann nicht ausbrechen, er könnte nur die linke Hand anheben, mehr nicht, alles andere sitzt fest. Nun hat's mich erwischt, uns erwischt, Welcek denkt an seinen Kumpel Petersen, er war doch direkt neben ihm, als der Schlag kam. Welcek schreit, er weiß nicht, was es für Worte sind, der verdammte Eisenkeil drückt wie wahnsinnig, der Schmerz macht ihn fast verrückt, jede kleinste Bewegung macht die Klammer enger.

Oben scheint die Sonne, vor dem Zechentor herrscht reger Betrieb, die Mittagsschicht rückt an, die ersten Kumpel der Frühschicht verlassen die Zeche. Kinder spielen mit einem tolpatschigen Hund.



Als Welcek das Lampenkabel im Kohlendreck fühlt, zerrt er mit der linken Hand daran. Es gelingt ihm, den Lampenkopf zu fassen, tastend versucht er den Schalter zu drehen, aber es bleibt finster. Sicher ist die Birne zer schlagen oder das Kabel defekt. Dann auf einmal blitzt es ganz kurz auf. Welcek klopft vorsichtig mit dem Scheinwerfer an einen Stein, wieder dieses kurze Aufblitzen, dann bleibt es hell. Ganz vorsichtig hält Welcek den Lampenkopf, läßt den Lichtstrahl in seinem Gefängnis herumwandern. Überall zerrissenes Gestein, Eisenge stänge, wie jämmerlicher Draht verbogen, öliges, glän zendes Grubenwasser läuft ohne zu plätschern durch die Bruchstelle, versickert im Dreck.

Dann sieht er Petersen liegen, nur seinen Oberkörper, nackt und glänzend, den Kopf hält er seitwärts, im Licht kegel sieht Welcek die Augen, nur die Augen.

In den Telefonsträngen zuckt die Nachricht vom Un glück in die Nervenzentrale der Zeche, bringt einen Rie senapparat in Bewegung, dringt in die Waschkau, er stickt das frohe Gelärme des Feierabends. Wo? – Wer? – Wieviel?

Die hereinkommenden Schwarzen können keine Aus kunft geben. Gerüchte schwemmen sich bis außerhalb der Zeche, dringen in Wohnungen, machen den hellen Sommertag grau und voll Angst.

Rettungsmannschaften der Grubenwehr fahren an.

Petersen bewegt die Lippen, richtet den Kopf einige Zentimeter hoch, sieht in den Lampenstrahl.

»Jupp! Jupp! Menschenskind, Jupp!«

Welcek schreit, vergißt seine eigene miese Lage.

Petersen scheint zu lächeln, seltsam verzerrt und fremd ist das Gesicht. Der steinerne Himmel wirft im Lichtke gel zerrissene scharfe Schatten, eine defekte Luftleitung beginnt zu zischen, um Petersens Kopf bildet sich eine trübe Lache, reicht ihm fast ans Kinn. Eine winzige Arm bewegung könnte einen Abfluß schaffen, aber Petersen

ist gefesselt, ein Meter trennt ihn von dem Arm Welceks, unerreichbar. Zwei Mann unterm Bruch, kein Massenglück, aber wen es betrifft – so teuer ist die Kohle. Welcek erkennt neben seinem Kumpel die rostige Seitenwand des Panzers, der vorgestreckte Arm von Petersen liegt seltsam verrenkt in der Rinne, einige Steinbrocken halten ihn fest.

Ein umgestürzter Eisenstempel liegt quer im Bruch, zeigt genau auf Petersen.

Wenn sie bei den Rettungsarbeiten den Panzer einschalten, um den Bruch wegzuschaffen, reißen sie Jupp den Arm ab, wenn sie nur anrucken, ist der Arm hin.

Petersen hat den Kopf seitwärts im Schlamm liegen, das Zischen der entweichenden Preßluft hat nachgelassen, im Gebirge tickt es unregelmäßig, leise, fast drohend.

»Sie holen uns, Jupp, hörst du! Sie holen uns bestimmt, gleich sind sie bei uns!«

Petersen will antworten, aber es bleibt bei diesen zitterigen Lippen, bei diesen Augen, die alles zeigen, Angst, Schmerz, Hoffnung.

Wenn sie den Panzer laufen lassen! Welcek wird fast verrückt, wenn er daran denkt, dabei liegen über ihm, nur lose hängend, Tonnen von Gestein, die Falle bedarf nur der Auslösung, um zuzuschlagen.

Keiner wird um diese letzten Minuten wissen, es je erfahren, wie lange so ein Tod dauert. Anna, die Kinder, alles wird hier enden.

Anna hat es mit dem Herzen, wissen es die, die es ihr sagen werden? Alles ist noch in Unordnung, ich habe nichts geregelt, es ging alles zu schnell, es geht wohl bei jedem immer zu schnell, auch bei Jupp. Sie holen uns raus, sie holen jeden raus.

Sie holen jeden raus, auch Tote.

Welcek schreit, er kann diesen Blick von Jupp nicht untätig ertragen. Was schreit er, vielleicht betet dieser Kumpel Jupp. Hier unten hat jeder seinen Glauben,

seine Hoffnung, ohne daß viel darüber gesprochen wird. Gott, laß den Panzer stehen, sonst muß ich zusehen, wenn sie Jupp den Arm ausreißen.

Klopfzeichen, ja Klopfzeichen. Welcek greift einen länglichen Stein und schlägt damit an die Luftleitung, jeder Schlag ist wie ein Stich in den Rücken.

Es kommt keine Antwort. Vielleicht ist die Rohrleitung abgerissen, dann verliert sich der Schlag.

Die schwärzliche ölige Brühe steigt nicht mehr, sie steht bis zu den Mundwinkeln Petersens, eine kleine Rinne ist Gnade und Glück, ein Zeichen Gottes, oder Glück, es ist Welcek gleich, was es ist, wenn es nur kein elendes Ersaufen ist.

Dann dröhnen im Rohr Schläge, Klopfzeichen, dann Stille, Warten auf Antwort. Welcek will den Stein greifen, schiebt ihn in seiner Hast über das Häufchen Dreck, unerreichbar liegt er nun da.

Welcek scharrt im Dreck, kann einen Brocken greifen, wird fast ohnmächtig vor Schmerzen, aber er kann einige Schläge an das Rohr tun.

Vor Anstrengung fällt die Hand herab. Endlich schließt Petersen die Augen, sieht nicht mehr auf Welcek.

Dann kommt die Antwort. Sie kommen, denn sie lassen keinen unten, keinen Lebenden und keinen Toten.

Verdammt Panzer, Welcek möchte laut schreien, in den Augen brennt der Schweiß. Am Rücken wird es warm und schiebt sich nach unten, ich verblute, ich spüre es, wenn sie sich nicht beeilen, holen sie einen Toten.

Einen Toten? Der Eisenstempel zeigt auf Petersen. Der Arm liegt im Panzer, eine Straffung der Kette genügt.

Der Tod hat hier viele Spielarten, er hält sich an keine Regel, nun sind wir dran, jetzt also gehöre ich dazu, es ist wie im Krieg, jede Kugel trifft nicht, aber es gibt Tote. Helden nennt man sie, auch wenn sie keine sein wollen.

\*

Oben scheint die Sonne, am Zechentor spielen keine Kinder mehr, man hat sie auf den großen Rasenplatz geschickt, der sonst für ihre Spiele verboten ist, aber nun stehen sie in Klumpen da und sehen auf die Betriebsamkeit an der Zeche. Neugier, Anteilnahme, Wünsche, Hoffnungen und Angst, alles hockt dicht beieinander, ist nicht zu unterscheiden.

Der Pütt ernährt, bestimmt, beherrscht. Der Pütt wird verdammt, auch geliebt, vielleicht! Er ist nicht wegzudenken, er war eben schon immer da im Einzelschicksal und im Alltag dieser Leute. Und ohne sie, die Kumpel, wäre er nichts. Er wurde von ihnen geboren, sie machten ihn zu dem, was er ist, für Fremde unbegreiflich.

Das Atmen fällt schwer, wenn man fest eingeklemmt ist. Welcek hört das Dröhnen der Preßluftpöhlhämmer, hört in den Pausen die Klopzeichen, hat aber keine Kraft mehr, den Steinbrocken zu heben.

Sie arbeiten sich von zwei Seiten heran, die losgelösten Felslagen mahlen über Welcek. Staub rieselt herab.

So muß es sein, wenn man hingerichtet wird. Auch die unter dem Fallbeil werden wohl noch Hoffnungen haben, auch wenn sie irrsinnig vor Angst sind.

Petersen hat wieder die Augen offen, aber die Lippen werden zu einem schmalen Strich, er sieht nur auf Welcek.

Ob er es weiß, mit dem Panzer, kann er überhaupt noch diesen Gedanken haben, der Eisenstempel, er muß Petersen erreichen, denn er zeigt direkt auf ihn, auf seinen Unterleib.

Das Getöse läßt nach, sie arbeiten sich vorsichtig im Bruch vorwärts.

In den Pausen geben sie Klopzeichen, Welcek schreit, bis ihn fast dieser schreckliche Eisenkeil im Kreuz ohnmächtig macht. Dann wird die Luft frischer, aber die

Gefängnismauer wird zu einer tödlichen Gefahr, der steinerne Himmel ist erbarmungslos. Welcek schreit, nun antworten sie, Lichtfetzen dringen durch die Ritzen. Ein nackter Mensch schiebt sich in das Loch, tastet sich vorsichtig vorwärts, hockt freiwillig in dieser Falle. Der scharfe grelle Lichtkegel fährt über das Gestein, bleibt an Welcek und Petersen hängen.

Der Nackte geht nicht zurück, bleibt hocken, beginnt bei Petersen wie rasend zu scharren, während sich das Loch erweitert und eine zweite Lampe sichtbar wird.

Nun arbeiten drei Mann wie die Rasenden in dem Gefängnis, werden nach kurzer Dauer abgelöst. Es spricht kaum einer. Welcek kommt als erster frei, aber das merkt er nicht mehr. Sie legen ihn auf den Schleifkorb, während der Berg den Petersen noch festhält. Sie müssen unter Petersen Luft schaffen um ihn freizubekommen, ein Arzt ist dabei und kämpft um diesen Funken Leben, während der Berg die Retter bedroht, so teuer ist die Kohle.

»Beide Beine, bis oben hin, und der Arm«, sagt leise der Arzt. Sie kämpfen um einen Toten, bekommen ihn nach Stunden frei.

\*

Oben werfen die Bäume lange Schatten, aber der Förderurm steht noch lange in der Sonne. Für Petersen drehen sich einmal die Seilscheiben langsamer.

Anna Welcek hat Gewißheit.

Selma Petersen hat Gewißheit.

Kein zerrissener drohender Himmel aus Stein hängt über Welcek, sondern ein gleichbleibender schneeweißer rechteckiger Himmel mit Wänden.

Ja, der Welcek, der hat Glück, Schwein oder Massel gehabt, der arme Petersen, eine Frau und drei Kinder.

Welcek sieht an die weiße Krankenzimmerdecke, dort sind die Augen von seinem Kumpel Petersen, sie waren in den letzten Stunden im Bruch auf ihn gerichtet.

Die Beine ab, ein Arm, vielleicht hat Petersen noch Hoffnung gehabt, die haben sie ja alle noch, wo soll da Glück, Schwein oder Massel sein, wenn sie so einen Rumpf noch herausbringen und leben lassen? Der verdammte Eisenkeil.

Es sterben immer welche einzeln, fast unauffällig, bei Massenunglücken redet man schon etwas länger davon. Welcek wird wieder werden, eine Zeit wird es dauern, so denkt er.

Feierabend, Kumpel Welcek, brauchst nicht mehr anzufahren, wirst aber diesen verdammten Eisenkeil mit-schleppen, bis es ganz aus ist, denn da hinten, im Kreuz, Rückgrad, Wirbel oder wie sie es nennen, da ist was kaputt, du wirst gelähmt bleiben.

Wer es deiner Anna sagen wird?

Vielleicht du selber, wenn sie es dir sagen.

\*

In der Strebe ist der Bruch weggeräumt, der Strom der Kohle hat nur kurz gestockt.

Vorm Zechentor spielen Kinder, auf dem Rasen dürfen sie nicht herumtollen.

Schichtwechsel, Feierabend und neuer Arbeitsbeginn, alles dicht beieinander.

Einige Blätter haben sich an den Zweigen der Baumwipfel gehalten, sie sind noch grün, während die anderen unten in der Nässe verfaulen.

## Gesellschaftsordnung

Bei uns ist es Gewohnheit,  
daß manche Hunde  
wie Kinder gehalten werden.  
Bei uns passiert es,  
daß Kinder  
wie Hunde leben müssen.  
Ein Hundeleben  
ist nicht immer  
ein Hundeleben.

## Feine Leute

Ganz feine Leute  
können grob werden.  
Ganz grobe Leute  
können fein sein.  
Wer viel Geld hat,  
kann grob und fein sein.



## Stationen mit und ohne Marta

Ein Tagebuch habe ich nie geführt. Ich war schon als Schuljunge froh, mit meiner Sauklaue in den Schulheften über die Runden zu kommen. Ein »Schönschreiber« bin ich nie geworden, und meine gesamte Verwandtschaft wußte kaum, wo ich lebe, ob ich noch lebe, wenn es nach meiner Schreiblust ginge. Dafür habe ich nun eine zuverlässige Sekretärin, die erledigt so ziemlich alles. Ich nenne sie seit über 25 Jahren Marta und sie schmeißt den ganzen Laden. Wenn ich ihr den rückständigen Lohn zahlen müßte, wäre ich in alle Ewigkeit in Lohnpfändungen.

Ehe ich Marta kennenlernte, klopfte mir der alte Lehrer Hirche mit dem zweckentfremdeten Fidelbogen auf den Kopf, wenn ich ihm meine Gesänge in die Ohren brüllen mußte und er mich als Falschsänger oder Mundimitator ertappte. Ich wäre auch kein berühmter Bruchrechner geworden, wenn der weise Rechenlehrer gedroschen hätte. Was unter und über den Strichen steht, die das Leben zieht, bestimmt das Schicksal, meinte er in den vielen Pausen, die er uns ließ.

Ich lernte die Schillersche Glocke, ärgerte mich über diesen so fleißigen Dichter, der die meisten vor der Klasse stottern ließ wie ein Automotor aus vierter Hand.

[...]

## Der Pütt

[...]

Wenn nun jemand einwenden könnte, ich würde zuviel über die Kumpel schreiben, so lebe ich doch immerhin fast ein Vierteljahrhundert mit dieser Püttbesatzung zusammen. Da kann man sich ein Urteil erlauben oder darüber eine Aussage machen. [...]

Ich schreibe mein erstes Buch, ich meine in dieser lokalen Form. Dabei will ich auch Erfahrungen sammeln. Gewiß, mein ehemaliger Kumpel Jupp hat mir gesagt: »Schreib, schreib wie du denkst, wegen mir brauchst du keine Rücksicht zu nehmen, kannst ruhig schreiben, du weißt doch, wie es war.«

Nun, so einfach ist so eine Sache nicht, dazu müßten die eventuellen Leser wissen, wie es da unten zugeht, welche Situationen entstehen können. So würde kaum einer Verständnis haben oder es begreifen, daß es dramatische Momente gibt, in denen z. B. einer mit einem Beil ganz einfach ein Telefonkabel abhackt.

Wer will verstehen, daß man auch nach vier oder fünf Litern Zechentee noch Durst oder Brand hat, auch wenn ihm nicht der Schweiß in die sogenannte hintere Kimme rinnt.

[...]

## Am Zechentor

Schichtwechsel,  
zwei Ströme begegnen sich.  
Auf ins Licht,  
herunter in die Nacht.  
Schnell die einen,  
bedächtiger die anderen.  
Wenn die Nachtschicht  
anrücken wird,  
könnte einer sagen:  
Warum Kultur,  
wenn wir sie nur  
in Zeitungsberichten  
lesen.  
Theater,  
nicht für uns.  
Könnte auch einer  
von der Frühschicht  
der Meinung sein,  
wer um fünf Uhr raus muß,  
ist für Abendkultur  
zu müde

## Am Amtsgericht

An heißen Gerichten  
kann man sich verbrennen,  
an schlechten Gerichten  
kann man eingehen.  
An Amtsgerichten  
geht man lieber vorbei.  
In der heutigen Zeit  
kann man schnell sitzen,  
auch lange,  
nicht nur auf Parkbänken.  
Eiskalte Staatsanwälte  
tauen meistens auf,  
wenn ein warmer Verteidiger  
einem lauen Richter  
die kalten Füße eines Angeklagten vorhält.  
Verteidiger und Schiedsrichter  
kann man umjubeln  
und auspfeifen.  
Aber nur auf dem Fußballplatz.  
Im Gerichtssaal werden Zuschauer  
entfernt,  
wenn sie nur meckern.  
Justitia ist eine Dame,  
launenhaft, umstritten.  
Wohl dem,  
der mit diesem Weib  
nichts zu tun hat.  
Verstrickungen bei Pullovern  
sind nicht so schlimm  
wie in Gerichten.  
Aber die Gerichtsstraße  
benutzen nicht nur Knastrologen  
und Richter,  
sondern auch normale Bürger.

## Im Gericht

So ein Amtsgericht ist nicht irgendein Gebäude, nein, vor solchen Amtsgebäuden haben die Menschen einen unheimlichen Respekt.

Da saßen wir Siedler nun vor den Schranken dieses Gerichtes, natürlich reichte die Anklagebank nicht aus, also nahmen wir im Zuschauerraum Platz. Und das in Sonntagsanzügen mitten in der Woche, und noch dazu vormittags.

So müssen früher die Auswanderer auf den Schiffen gehockt haben, harrend der Dinge, die da kommen sollen. Ab und zu hustete jemand, besonders freche Eigenheimer erlaubten sich Witze zu reißen, natürlich leise, denn an der Wand war eine Frau aus Holz angenagelt, die eine Waage in der Hand hielt, eine altmodische Waage, auf die sie aber nicht blicken konnte, weil man ihr die Augen verbunden hatte. Überschreibung der Eigenheime nannte sich die Zeremonie, die uns auch noch allerhand Geld kostete, obwohl es im Gerichtssaal nicht geheizt war. Wahrscheinlich soll sich da niemand wohl fühlen und nicht nur vor Kälte zittern.

Einige meiner kommenden Hausbesitzerkollegen kamen von der Nachtschicht und begannen vor Müdigkeit ihre Augen zu verdrehen. Die Pferdekrankheit würde sie bestimmt befallen, die so aussieht, daß man mit dem Kopf nickt, bis er schließlich hoffnungslos unten bleibt. Doch wenn sie nicht gerade schnarchten, fiel es bestimmt nicht auf.

Der Beauftragte der Siedlungsgesellschaft stolzierte wie ein Gockel vor uns auf und ab, sah mehrmals auf den großen Stapel Dokumente, worin unsere Verschuldung sozusagen amtlich bestätigt wurde.

Er war damals für uns Neubausäuglinge ein mächtiger Mann, und er nutzte diese Tatsache auch weidlich aus.

Dann öffnete sich eine große schwere Tür, der Amtsrichter trat ein, blickte über uns hinweg, er hatte sozusagen amtliche und unbestechliche Augen, sicher wollte er niemanden mit einem Blick bevorzugen. So also sieht einer aus, der Leute hinter eiserne Gitter befördert oder sie mit Geldstrafen belegt, und wenn er seinen guten Tag hat, auch gütig und gnädig sein kann. Der Staatsanwalt erschien nicht, auch die Verteidigerloge blieb leer.

Ein Mädchen erschien, sie kam uns vor wie eine Lilie unter Trauerpferden, denn der Richter hatte eine Unmenge schwarzen Stoff umhängen, während wir mit unseren schwarzen Anzügen fast ärmlich bekleidet waren. Sie stellte ein Glas vor ihn hin, was darin war, konnten wir nicht feststellen, aber uns war es gleich. Meinethalben hätte dieser Richter Whisky trinken können.

Endlich sah er uns scharf an, während er in den Akten blätterte, das tun solche Leute wohl immer. Dann las er unsere Namen ziemlich laut vor, und wir mußten noch lauter bestätigen, daß wir erschienen waren.

Jetzt ging es los. Im Anfang hörte ich noch zu, aber bald erkannte ich, dieser Robenträger las die ganzen Seiten von einem Formularband vor, den wir bereits erhalten hatten und auswendig kannten. Bei Dichterlesungen habe ich schon Manschetten, wenn es zu ausdauernde Vorleser sind, wie sollte dieser Mann uns in Spannung halten, wenn wir bereits wußten, was kommt. Einige Male machte er Pause und nippte dann kurz aus dem Glas.

Da wir weder klatschen noch pfeifen durften, hatte er keine Not und brauchte nicht mit dem Hammer auf den Tisch zu donnern, wie das immer in entsprechenden Filmen Mode ist. Der Baugesellschaftslöwe versenkte sich in der ganzen Zeit scheinbar in wichtige Akten, deshalb konnten wir nicht genau feststellen, ob er ein Nickerchen machte.

Einer der Nachtschichtler war zusammengesunken, aber er hatte Glück, er saß nämlich hinter dem breiten Rücken eines übergroßen Kollegen.

Der Nachtschichtgeschädigte in der vorderen Reihe hatte es da wesentlich schlechter. War sein Kopf unten, so knuffte ihn seine Frau, hatte er ihn wieder oben, sah man seine schräggestellten Augen. Schließlich machte er den Nachdenkertrick: Er hielt sich die Augen zu, stützte dabei seinen Kopf in seine Hände.

Endlich kam die letzte Seite dieser Vorlesung aus Behördenwerken. Der Richter nahm einen gewaltigen Zug aus dem Glas, es muß Wasser gewesen sein, denn er verzog seinen Mund dabei. Jetzt mußten wir alle unterschreiben, dabei ließ der Amtsrichter unsere Finger nicht aus den Augen.

Wir waren nun endgültig verschuldet, beglaubigt durch ein Gericht, wir würden also diesem Vertrag nach bis an das Ende unserer Tage zahlen, denn Eigenheime erwirbt man nicht in einem Leben, es sei denn, man wird steinalt.

Heute wünscht sich manch einer den Maurerpolier herbei, wenn er bei Umbauarbeiten auf eine Sandader im Mauerwerk stößt, aber dieser Zementsparer ist längst unauffindbar, es steht ja auch nichts im Vertrag von einem Polier.

Wir übersahen damals vieles, wie eben Leute im Glück oder vor Traualtären vieles übersehen, die schiefen Schornsteine, die undichten Türen und Fenster.

Viele der Handwerker schienen nur einen kurzen Eisenbahnaufenthalt benutzt zu haben, um eben ihren Kram anzubringen. So unterschrieben wir vor Gericht das Fettgedruckte und das Kleingeschriebene, zahlten allerhand Geld für diese Amtsrichtervorlesung, der dabei sicher mehr verdiente als ein Schriftsteller mit eigenen Werken.

Der Baugesellschaftsmann drückte dem Richter kräftig und kopfnickend die Hand; wir waren frei, frei mit neuen Formularen und Zahlungsanweisungen in der Tasche.

Damals dachten wir, der Baugesellschaftsmann wäre ein Löwe, heute weiß ich, es war ein Pinscher. So kann eine bestimmte Situation Menschen aufwerten, bis eine genauere Kenntnis sie abwertet.

Wieder eine Öse mehr, an der eine Kette hing, zur Stadt Ahlen und zu dieser Zeche.

Heute weiß ich auch: Wenn diese einstigen Heimbewerber nicht eine Unmenge an Arbeit und Geld in die recht einheitlich gestalteten Häuserscheiben gesteckt hätten, würden wir heute allesamt in trostlosen Mauerresten hocken.

Ein Glück, inzwischen baut man schöner. Nur eine Frage erhebt sich beim Rückblick: Warum brauchte man eigentlich bei unseren Bauten einen Architekten?



## Struktur im Wandel

[...]

Als ich zu schreiben begann, waren es vornehmlich Gedichte, Kurzgeschichten und Glossen, die sich aus der Arbeitswelt einfach anboten, die auf dem Papier festgehalten werden wollten. Später faszinierte mich das entstehende Produkt, weil ich frei darüber entscheiden konnte, wie es ausfällt. Später vermischte sich die Stadt, vermischten sich die Menschen mit diesem Pütt. Seine beherrschende Rolle verblaßte, sie tauchte nur dann auf, wenn es den Menschen betraf. Dieses Hickhack um die Kohle hat mich abgebrüht, man glaubt nicht mehr alles. Aber für Sozialkritik ist wohl in diesem Rahmen wenig Raum, dafür benutze ich andere Möglichkeiten.

Es wäre unverantwortlich, töricht und naiv, die Arbeitswelt als steril und tabu zu betrachten. In Betrieben herrscht eine ganz andere menschliche Bewertungsformel, soziale, wirtschaftliche und eben menschliche Probleme drängen sich auf engstem Raum, dringen aber in ihren negativen und positiven Auswirkungen nach draußen, hinein in die Familie, in die Nachbarschaft, in die Stadt und damit in die Gesellschaft und in das Bürgertum selbst. Die Freiheit an der Schreibmaschine bekommt damit eine große Verantwortung, weil sie, wenn sie Aussagen in Kritik macht, konstruktive und machbare Wege zeigen muß. Vieles ist in Ordnung, vieles nicht. Wie sich die Waagschale neigt, bestimmt unsere Gesellschaft.

[...]

## Besuch, in der Grube

Sie kommen! Alles ist vorbereitet, jeder hat Hosen an,  
ohne Löcher, wegen der Moral.  
Weiße Schatten,  
huschen vorbei,  
mit Augen, groß wie Untertassen,  
denn es ist gefährlich in der Grube.  
Oben geben sie ein Interview,  
lassen sich fotografieren.  
Daheim erzählen sie stolz, heute war ich unten, in der Grube,  
ich habe Glück gehabt,  
Seil und Berg haben gehalten.  
Wir aber brauchen morgen und übermorgen auch noch Glück.  
Glück auf.

## Früh um vier

Alles ist ganz anders, fast fremd. Nur die Drosseln und Amseln vollführen ihren Spektakel und reißen in den Vorgärten den Torf auf die Wege. Die Straßen sind vom Regen, der in der Nacht alles erfrischte, blank und glatt geworden.

Keine Transistoren lärmen, die lange bunte Reihe der fahrbaren Untersätze läßt nur ahnen, was in wenigen Stunden wieder los sein wird.

Die wirren zahllosen Fernsehantennen kommen mir wie Galgen der modernen Zeit vor, an ihnen hängen diese Unterhaltungsmaschinen, die die Menschen fast behexen, die Mütter dazu bringen, ihre draußen spielenden Kinder hereinzurufen, weil etwas für sie käme.

Aber jetzt schweigt die Straße.

[...]

## stille stadt

sinnlose ampeln  
regeln ab und zu  
ein auto, drei radfahrer.  
einige hunde  
und fußgänger.  
an den theken  
spiel ohne Grenzen,  
noch ein bier,  
sonst mineralwasser.  
man entdeckt wieder  
sein füße.  
die glotze ist besetzt,  
mensch ärgere dich nicht,  
wird auch gespielt.  
keine reifenquietscher,  
wenn der zigarettenautomat  
weiter wie hundert meter weg ist,  
keine zigaretten.  
die liebe macht pause,  
wenn man weit nach ihr laufen muß.  
die bunten schlitten  
stehen in langen reihen,  
blech ohne saft.  
hoch werden die kleinen leben,  
denn die großen fressen zuviel,  
seltsam, hinter alles  
kommen wir erst,  
wenn wir mittendrin sind.  
nächtliche ruhe  
in der novembersonne,  
man könnte in versuchung kommen,  
besonders als kumpel, zu sagen,  
hoch leben die scheiche,  
sie lehren uns  
lebenskunde mit energie.

## Schulentlassungsfeier

Ort: Ahlen, eine Volksschule.  
In der Aula sitzen die Schulabgänger, dahinter die Eltern.  
Feierliche Stimmung.  
Gedichte, Prologe.  
Dann spricht der Rektor.  
Eine schöne Rede, eine gute Rede.  
Neuer Lebensabschnitt.  
Ernst des Lebens.  
Freude des Lebens – Abschied von der Schule.  
Stürme werden kommen.  
Dann soll ein Lied erklingen.  
Der Rektor sagt leise:  
»Die ersten zwei Reihen auf die Bühne.«  
Die ersten zwei Reihen zögern.  
Der Rektor wird etwas energischer und zischt:  
»Na los, wie oft soll ich es denn sagen.«  
Klappt eigentlich nicht gut, denn die ersten zwei Reihen  
stehen fast ängstlich und unsicher auf, schleichen sich  
fast auf die Bühne. Der Rektor stellt sich verärgert in Po-  
situr, summt die Anfangsmelodie, dann hebt er beide  
Arme, während der Lehrer am Klavier seine Finger  
spreizt.  
Es geht los, das Lied, es soll Abschluß sein.  
Ein greulicher Mißton klingt auf, es ist ganz einfach  
überhaupt nichts, die Sänger verziehen die Gesichter wie  
bei Zitronen. Der Klavierspieler gibt auf, der Rektor ver-  
liert seine Würde und wird lebhaft.  
»Verdammter Mist, was soll das?«  
Sagt ein Schüler mutig:  
»Herr Rektor, wir sind doch die Abgänger, der Chor sitzt  
auf den hinteren Reihen.«  
Befreiendes Gelächter, lange andauernd.  
Dann Wechsel auf der Bühne.

Wieder Feierlichkeit, trotz heiterer Gesichter.  
Der Ernst des Lebens hat noch Zeit.  
Sagt ein Mann:  
»Ein Glück, dass wir nicht vorn gesessen haben.«  
Vielleicht bei der nächsten Feier, ein Männer-  
oder Elternchor, warum nicht?

## Willi

Im Anfang war er ein ziemlich schweigsamer Arbeitskollege, dieser Willi, sparsam unterhielt er sich mit mir, und ich bewunderte diese seltsame Sprachenmischung, die mit Berliner Einschlügen, Westfalenplatt und Hochdeutsch interessante Vokabeln ergab.

In gewissen Kumpelkreisen führte Willi das große Wort, also mußte ich herausbekommen, warum er bei mir den großen Schweiger machte.

Das war ganz einfach.

Vorher hatte Willi mit einem Taubenzüchter und Kaninchenliebhaber zusammengearbeitet, jetzt kam ich als blutiger Tauben- und Kaninchenlaie.

Also begann ich, mich bei anderen Kumpeln zu schulen, ich lernte Taubenfachausdrücke, beschäftigte mich mit Langohren und hatte in kurzer Zeit den Taubenzüchterjargon fast perfekt im Griff.

Eines Tages legte ich bei Willi los.

Er war ganz perplex und sah mich mißtrauisch an.

»Mensch, wat haste mir det nich jleich gesacht.«

Von jetzt an brauchte ich auch nicht mehr so zu heucheln, denn ich bekam besonders an den Montagen einen tiefen Einblick in die Probleme eines Taubenkaspar.

Waren die Kröpfer nicht so gekommen, wie es Willi erwartet hatte, dann war er knätschig, erholte sich aber schon am nächsten Tag davon, weil der nächste Preisflug für ihn eine Hoffnung war.

Da erfuhr ich, daß es Tauben gibt, die einen Züchter verrückt machen können, die setzen sich nämlich etwas entfernt vom Schlag hin und kommen nicht rein, also gehen die Preise an andere, die viel später kommen.

Da gibt es auch die Hausumsegler, die schwirren um den Bau und reagieren auf die Lockungen ihres Herrn und Meisters nur lässig.

Jedenfalls lernte ich durch Willi die Gefilde in den Ahlener Bauerschaften ganz anders sehen, ich betrachtete sie intensiver und genauer.

Der Grund waren zwei allerliebste kleine Kaninchen, die Willi unserer Tochter schenkte, als er uns eines Tages besuchen kam. So wurden unsere Spaziergänge sozusagen zweckmäßiger, weil unsere Tochter in einem kleinen Körbchen die ersten Löwenzahnstauden sammelte.

Wir hockten dann vor dem kleinen Stall und sahen zu, wie diese mit Namen versehenen Blauen Wiener sich über den frischen Löwenzahn machten.

In den ersten Wochen besorgte unsere Tochter mit großem Eifer noch Futter, aber als Willi noch zwei Belgier brachte, die schon ziemlich erwachsen waren, begann die Futtermversorgung meine Sache zu werden.

So sah ich bei meinen Spaziergängen nur noch nach Löwenzähnen und stach auch ab und zu in Ahlener Parkanlagen nach diesen Dingern.

Willi und der Vermehrungsdrang der Langohren brachten es fertig, daß ich für vierzig Stallbewohner ins Grüne ging.

Mit Sichel und Sack natürlich, und so einfach war es nicht, denn damals sichelten und sensten viele Leute.

Willi befreite mich von der Furcht vor brüllenden und drohenden Bauern, er machte mich sozusagen zum bodenständigen Viehzüchter, indem er mir ein langes Stück vom Werseufer zur Benutzung gab.

So konnte ich in aller Ruhe sicheln, dabei hatte ich noch die Wettervoraussage bei mir, nämlich am Gestank oder Duft des Wersewassers konnte ich das Wetter voraussagen.



Ich war ein eifriger Stallbauer geworden, der längst nicht mehr im grünen Garten saß, sondern nur Futter- und Mistsorgen hatte.

Kaninchen kam bei uns nicht auf den Tisch, weil alle Stallbewohner Namen hatten, zahm waren und uns ganz traurig ansahen, wenn man vom Gurgeldurchschneiden auch nur redete. Also wurden sie nicht geschlachtet.

Bei aller Tierliebe gelang es mir trotzdem, einen Kaninchenmörder zu finden, der sogar bereit war, ab und zu eines selbst aufzuessen.

Eine Krankheit fegte etliche Ställe leer, ich wurde Grabgräber, weil sie alle Namen an den Kreuzen hatten, dachte ich oft, ich sitze auf einem Ehrenfriedhof für Karnickel. Und als der letzte Blaue Wiener an Fettsucht starb, glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen, als Willi mit Tauben aufkreuzte.

Mit allerlei Überredungskünsten brachte ich meinen Kumpel dazu, diese Tiere wieder mitzunehmen, denn ich wollte nicht jeden Sonntag in den Himmel starren und mir auf dem Hausboden das Kreuz einrennen.

Willi kam wieder, auch mit Tauben, aber sie hatten keine Köpfe und flogen in Reis.

Willi steht noch ab und zu in der Zeitung, seine Rotgehämmerten, Schecken, Wiener und Belgier machen noch Preise. Ich traf ihn nach vielen Jahren auf dem Marktplatz.

Natürlich ist er älter geworden, aber beileibe nicht innerlich, denn er schielte schon wieder auf die Kisten mit den Kaninchen. Sein Kommentar: »Mensch, dat iss woll wat in die Pfanne, aber nich' in einen Stall.«

Einmal hat mich Willi besucht, er brachte eine Kiste mit, die er im Hausflur abstellte.

Als er ging, traten wir in eine Wasserlache. Der preisgekrönte Bock hatte gepillert.

Willi entschuldigt sich, es war ihm peinlich.

»Willi, wenn wir beide in einer Kiste wären und wir müssten, was würden wir dann machen?  
Sagte ich.  
Willi antwortete: »Dat mag schon sein, aber wenn die Kiste in einem Hausflur steht.«  
Ja, so ist der Willi.

längs der langst

ein mann,  
ein wurm,  
kein fisch.

zwei mann,  
ein wurm,  
kein fisch.

drei mann,  
ein wurm,  
kein fisch.

vier mann,  
ein wurm,  
kein fisch.

angler kommt heim,  
»heute nichts,  
wurm drin,  
zuschauer.«

## Loblied der Daheimbleiber

Über meinem Schrebergarten  
ist der Himmel wie in Nizza,  
oder Kamerun.  
Wenn ich blinzle,  
könnten ganz hinten die Alpen sein,  
oder das Meer.  
Die Vögel zwitschern  
woanders bestimmt nicht anders.  
Ich greife neben den Liegestuhl,  
im Wasserkübel hängen meine Beine –  
und eine Pulle.  
Gardinen werden nicht gelb, grau  
oder schwarz,  
wenn ich meinen Fliegentöter paffe.  
Keine teuren Blumen in Vasen,  
alles in richtiger Erde.  
Es riecht nach Kaffee,  
Tassen klappern.  
Keine Angst vor überfüllten Lokalen.  
Bei einer Wirtin wundermild,  
da bin ich immer zu Gaste.  
Der Rammler in Nachbars Garten  
haut auf die Bretter,  
ein Hund bellt,  
Zuggeräusche,  
hinter der Hecke  
vorübergehende Menschen.  
Meine Güte, so richtig langmachen,  
Zeit haben.  
An- und Rückfahrt mit dem Drahtesel,  
ohne Fahrplan.  
Nicht übergroß,  
aber hier kann ich liegen,  
stehen, sitzen –

keine besetzte Liege.  
Balkonzauber im Urlaub.  
Über, unter, neben mir,  
alles in Urlaub.  
Die Straße ist nicht still,  
aber ich.  
In Filzlatschen oder barfüßig.  
Bett, Badewanne,  
Frühstückstisch  
Liege, Zeitung,  
gedämpfte Musik.  
Alles ein bißchen liederlich,  
meine Frau hat Zeit.  
Ordnung hat in einem Jahr  
auch Urlaub.  
Kenne ich überhaupt unsere Stadt?  
Mal bummeln gehen,  
so ohne Ziel.  
Nicht auf den gewohnten Straßen,  
Nebengassen, holprigen Stegen.  
Danke, sagt mein Hund,  
kein Tierheim,  
vielleicht auch Vogel oder Katze.  
Hatten wir immer Zeit,  
so wirklich Zeit für uns selbst?  
Denn wenn's um einen selbst geht,  
ist im Urlaub das Reiseziel Nebensache.  
Fragt einer einen Daheimbleiber:  
»Wo waren Sie?«  
»Bei uns. – Es war herrlich.«

## die andere stadt

früh um vier,  
so bis vor fünf,  
sieht meine stadt  
ganz anders aus.  
friedlicher, stiller,  
eilige zeitungsboten,  
die letzten nachtschwärmer,  
schwankend.  
die ersten frührschichtler  
eilig.  
die luft ohne auspuffende  
auspuffe.  
ein liebespärgchen mit  
acht beinen,  
macht Katzenmusik,  
man hört die eigenen  
schritte.  
aber später,  
wenn die masse mensch  
sich von den matratzen  
erhoben hat,  
bin ich  
in einer anderen stadt.

## Die Kritiker

Also da gibt es nichts, was sie nicht kennen, bewandert sind sie in allen Sparten und Fächern, Kommunalpolitik und große Politik, Sport und sonstige Ereignisse werden von ihnen durchdiskutiert, und ausführliche Begutachtungen von Veränderungen, Neubauten, Straßenreparaturen und so weiter unterstehen ihnen auch.

Sie sind beileibe nicht zimperlich oder gar leise, nein, nein, es gibt auch Gruppen, die leidenschaftlich sich an Probleme hängen.

Da könnte sich mancher Junge eine Scheibe oder mehrere abschneiden, viele Vereine und Verbände wären froh, wenn sie solche Aktive hätten.

Also Wetter ist da Nebensache, und mit fahrbaren stinkenden Untersätzen sieht man sie nie.

Ihre Märsche und Inspektionsgänge erreichen die entlegensten Winkel der Stadt, der Aktionsradius ist weit gespannt. Die Größenordnung geht vom Einzelgänger bis zu einer starken Gruppe von einem Dutzend, natürlich die Hunde nicht mitgerechnet.

Zigarrenrauch weht um sie, auch Pfeifendampf.

Wer da denkt, nun käme ein Häuflein müder alter Bürger, der soll sich nicht täuschen.

Es reicht vom eleganten Maßanzug bis zum saloppen Buschhemd. Sie besichtigen Baustellen aller Art, sie sparen nicht mit Kritik und Lob.

Für Kommunalbeamte wäre hier eine unerschöpfliche Vorschlagsquelle.

Sie kennen ihre Stadt wie ihre Westentasche.

Mit ihren Spazierstecken kommen sie natürlich auch als Gaststättenbesucher in Betracht, sie nehmen eben die Wünschelrute für Bier und Kurze.

Regenwetter macht ihnen nichts aus, sie schnappen Luft nicht nur zur Sommerzeit. Es gibt auch behäbige Gruppen, die es weniger mit Zeitproblemen halten, sondern

mehr in der Erinnerung schwelgen. Sie verstehen die Hast und die Eile nicht. Oasen der Ruhe suchen sie auf. Sie sitzen auf Parkbänken oder schlendern langsam durch die Stadt.

Baustellenfachleute sind allerdings anscheinend in der Mehrzahl.

Wer kann schon heute eine längere Zeit stehenbleiben, ohne daß ihn die Zeit drängt.

Sie können es, und zwar mit Genuß.

Sie sind eine positive Erscheinung einer Stadt, denn wenn wir nicht die Rentner und Pensionäre hätten, wüßten wir kaum, wie Abgeklärtheit und Würde aussieht.

In den Gaststätten sitzen sie beisammen, ohne einen festen Zeitplan, aber Trunkenheit am Spazierstock sieht man bei diesen Gruppen nie; sicher haben manche von ihnen auch eine gewisse Standfestigkeit, die so einige läppische Korne und Bierchen nicht umschmeißt.

Ihre Zahl bleibt ziemlich konstant, weil die Abgänge sich mit den Zugängen ergänzen. Es gibt da Leitpensionäre oder Rentner, diese meist erfahrenen Stadtläufer kann man nach den unmöglichsten Edeen fragen. So ein Rudel hält zusammen, ohne besondere Organisation und Beitragsmarken.

Da kann man auch sehen, wenn einer früh aus dem Bett getrommelt und gepfiffen wird.

Ihre Hunde haben sich offensichtlich ihren Herren angepaßt, sie zeigen Würde und Ruhe, sie bellen und beißen kaum, sind meistens auch etwas bequem.

Sie sind im Alter nicht anders geworden, unsere Pensionäre, sie hocken nicht hinter Öfen, wie man so früher annahm. Wenn es die dritte und letzte Station ist, dann kann es eine lange und schöne Zeit sein.

Sagte einer dieser Herren:

»Meine Güte, ich und alt, da laufe ich doch denen mit den Mopedbeinen und Gashebelknochen noch davon,



und wenn ich einen erwische, der sich auf eine Parkbanklehne setzt und seine Käsemauken auf die Sitzbretter stellt, der kann sich auf etwas gefaßt machen.«  
Na ja, also sein Krückmann ist eine harte runde Sache.

## Meine Stechkarte habe ich abgegeben

Die Stechkarte habe ich abgegeben, meine Personalnummer hat ein anderer Kumpel übernommen. Ich glaube, ein Türke. Er wird nun das Plastikding vor und nach jeder Schicht durch den schmalen Schlitz der Kontrolluhr stecken.

Ich habe jetzt eine andere Nummer, eine vielstellige Rentennummer, die ich behalten werde bis zur Höllen- oder Himmelfahrt. Wie diese Fahrt vor sich gehen soll, ist mir allerdings unbekannt, denn bis jetzt hat noch kein Mensch einen Reisebericht von dort zurückgeschickt. Der Pütt hat mich endgültig ausgepuckt, ich bin abgeschrieben.

Bevor ich aber ein ordentlicher Rentner werden durfte, haben mich mindestens ein Dutzend Ärzte durch die Wurstmühle gedreht. Alles, was in meiner Haut verpackt ist, haben sie durchleuchtet, abgetastet und registriert. Mein Blut, meinen Urin haben sie wie Bienenhonig geschleudert. Wie ein Stück Autoblech vor der Stanzung lag ich festgeschnallt unter ihren Untersuchungsmaschinen. (Was mag ein Batteriehuhn denken, wenn es sich, mit dem Kopf nach unten, der vollautomatischen Enthauptungsmaschine nähert?)

Irgendwo, tausend Meter tief unter der Erde liegt ein Stück von meinem linken Daumen. Und auch einige meiner Innereien erwiesen sich als nicht mehr richtig funktionstüchtig. Ersatzteile gab es nicht.

Ganze Rudel von Weißkitteln standen um mich herum, und der Ober-Rentnermacher meinte, mit mir sei wirklich nicht mehr viel Kohle zu machen. Abschließend diktierte er einer hübschen Blondine einen halben Roman über meinen Körper, wobei ich mit Stolz vernahm, vor ihm stünde ein normal gebauter Mann mit gesunder Hautfarbe. Also, dachte ich, jetzt ist die Rente im Eimer. Man mußte mit den weißen Experten wirklich äußerst

vorsichtig sein. Ich hatte gewissenhaft den Rat eines erfahrenen Kumpels befolgt und bei der Begrüßung betont lasch zugegriffen. »Paß auf,« hatte mich der Kumpel gewarnt, »paß auf, wenn dir ein Doktor die Hand gibt. Dieser Handschlag gehört schon zur Untersuchung, du mußt mit weichen Hebammenfingern ganz zart zufassen. Und denke dran, die Brüder sind gerissen, die lassen so rein zufällig einen Kugelschreiber fallen; wenn du dich dann zu schnell bückst, dann ...«

Offensichtlich aber legte der Arzt keinen Wert auf Verhaltensforschung, denn er ließ nichts fallen. So bin ich, obgleich ich nach meinen Erlebnissen kaum die Hoffnung gehabt hatte, jemals lebendig in den Genuß meiner Rente zu kommen, doch ein Rentier geworden. Hätte ich 1933-1945 zum Beispiel alle Befehle genau befolgt, die mir meine Vorgesetzten gegeben hatten, wäre ich heute kein Rentner, sondern tot. So tot, wie viele meiner Kollegen im Pütt, die ihre Rente nie erreichten, weil sie die Maloche nicht überlebt hatten und vorher daran kaputt gingen.

## Ein Esser mehr

Ich hatte mir für meine Geburt einen denkbar schlechten Zeitpunkt ausgesucht.

Meine Entstehungsperiode fiel noch in die Zeit der Monarchie, das Licht der Welt aber erblickte ich schon in der Republik.

Mein Kaiser hatte es vorgezogen, die Liebe und Verehrung seines Volkes von Holland aus zu genießen, wo er in Ermangelung kaiserlicher Aufgaben Holz hackte. Seinen ersten Weltkrieg hatten wir zwar verloren, aber die ehemaligen Untertanen und jetzigen Republikaner hörten nicht auf, sich nun gegenseitig weiter zu prügeln. Arbeitslose Offiziere sorgten dafür.

Wenn ich mich mehr beeilt hätte, würde ich heute vielleicht Wilhelm heißen, denn obwohl mein Vater ein Sozi war, so hatte er doch vor 1919 einen gezwirbelten Kaiser-Wilhelm-Bart getragen, den er mit Bartwischsteif hielt. Aber dieser Kaiser hatte ihn zu sehr enttäuscht. Immerhin schickten die Sozis dem Wilhelm noch etliche Güterzüge mit dem notwendigsten Hausrat nach Holland, denn einen armen Kaiser wollten sie anscheinend auch nicht haben.

Mein erstes Licht der Welt bestand aus einer nackten Glückbirne, die mit dem Kopf nach unten an der Zimmerdecke hing.

Ich hing ebenfalls nackt und mit dem Kopf nach unten in den starken Armen einer Arbeiterhebamme, die auf meinen Hintern klopfte und mir Ohrfeigen gab, damit ich laut brüllend meinen Lebenswillen bezeugen konnte.

Es war eine trübe Zeit, und deswegen war sicherlich auch die Direktion der Spinnerei der Meinung, für die Arbeiter genüge eine 15-Watt-Birne. Was sollte da schon erleuchtet werden, wo es noch nicht einmal genug Brot zu essen gab?

Um meine Geburtsstunde zu erhellen, wurde mein Vater zum Dieb, denn anstatt der vorgeschriebenen 15-Watt strahlten 40-Watt über mir. Findige und übereifrige Angestellte der Wohnungsverwaltung hatten elektrische Fassungen anbringen lassen, die nur das Einschrauben von 15-Watt-Birnen zuließen.

Noch findigere Köpfe, die Arbeitern gehörten, hatten mit Hilfe von genau geformten Stanniolkugeln diese Sperre überwunden. So brannten bei besonderen Gelegenheiten eben hellere Birnen in den Arbeiterstuben von Freiburg.

Der Warndienst unterlag einem Ehrenkodex, er funktionierte fast immer, denn die Spione der Fabrikdirektion waren bekannt wie bunte Hunde.

Dieser Stanniolkugeltrick war schon eine Art Varieténummer. In zahllosen Arbeiterwohnungen wurde durch ihn der triste und trostlose Alltag etwas heller.

Ich war ein sogenannter Spätzünder, denn immerhin waren schon vier große Schwestern vor mir da, die noch eine wichtige Rolle in meiner Frühzeit spielen sollten. Ob sie damals oder später von mir entzückt waren, ist allerdings zweifelhaft.

Ich war also der Stammhalter. Allerdings war mein Stamm arm, obwohl meine Mutter und mein Vater jeden Tag in der großen Spinnerei schufteten.

Unsere Armut fiel jedoch nicht weiter auf, weil es in unserer Straße keine Reichen gab.

Alles, was hier krechtete und fleuchte, was da stand, lag oder hing, war irgendwie von dieser Spinnerei im Waldenburgischen abhängig.

Über die Zeit der Windeln und ersten Gehversuche, kann ich nur das berichten, was Augen- und Ohrenzeugen mir später erzählten. Ob sie dabei immer objektiv waren, hat sich sicher nach ihrem Verhältnis zu mir gerichtet.

Meine Schwestern waren jedenfalls der Meinung, ich wäre ein schrecklicher Säugling gewesen.

Meine Mutter erhielt im sogenannten Dritten Reich das Mutterkreuz und kam durch mich in eine höhere Ordensstufe. Leider wurden wir gleichzeitig auch durch mich ein Volk ohne Raum, was wiederum später große politische Folgen haben sollte.

Unsere Zimmerflucht bestand aus einer Küche und einem Schlafzimmer, aber mit wechselnden Wohnfunktionen. Ja, Raum hatten damals alle Hausbewohner wenig, folglich standen auf den Fluren die Kleiderschränke und mancher andere Kram.

Die Fabrikgebäude gingen fast nahtlos in die Wohnhäuser über, schüchterne Versuche mit Blumen vor den Fenstern zeigten an, daß hier Menschen lebten. Über diese Probleme machte ich mir damals wenig Gedanken, war ich doch für meine Umgebung selber ein Problem. Trotzdem beschlossen meine Eltern, mich fotografieren zu lassen.

Als man mich nackend und brüllend auf ein Eisbärenfell legte, näßte ich es so kräftig, daß dieser Fleck noch heute auf dem vergilbten Aktbild zu sehen ist.

Der Fotograf verlangte eine Reinigungsgebühr, mein Vater verlangte dagegen die Wegretuschierung des Kaiser Wilhelm, der im Hintergrund ernst auf mich blickte.

Wie sie sich geeinigt hatten, ist mir unbekannt geblieben, auf alle Fälle hätte mein Vater gegen einen gewissen Friedrich Ebert im Hintergrund nichts gehabt, da der auch ein Sozi war und außerdem sogar Reichspräsident.

Wegen mir mußte meine Mutter über alle Toppen mit Windeln flaggen, auf dem kleinen Hinterhof war das nicht so einfach, und da wir nicht allein in diesem Haus wohnten, waren viele Menschen froh, als ich endlich meine Zähne alle beisammen hatte.

Bei 18 Familien, die sämtlich sehr reich waren, an Kindern, verstärkte ich diesen gemischten Chor nur unwesentlich.

Eben wegen der erwähnten Zähne reichten mich meine Schwestern wie einen heißen Bettstein herum, und oft ging mein Vater mit mir in das Waschhaus im Hof, wo ich zu nächtlicher Stunde laut sang. Selbst die Veilchenwurzel, auf der ich herumbiß, half da wenig.

Meistens sangen dann andere Kinder noch mit, Hunde bellten und Katzen miauten, ja, solche Zusammengedrängtheit brachte schon Probleme. Manchmal klopfen die Nachbarn den Takt mit Besenstielen an Decken und Wände, so daß man kaum noch den eigentlichen Ruhestörer feststellen konnte.

Ganz sicher wären die Nachbarn toleranter gewesen, wenn sie nicht in der schrecklichen Enge und Abhängigkeit gelebt hätten, aber in mancher Hinsicht ergaben sich auch positive Seiten; alle hielten zusammen, wenn Angriffe von außen kamen.

Langsam begann ich meine Umwelt sehend und hörend zu erleben, ich lernte laufen, sprechen und schweigen, meine Eltern liebten mich. Meine Schwestern auch, sie streichelten und sie verdroschen mich.

Das graue Arbeiterhaus stand am Anfang meines Lebens, dicht daneben – unübersehbar – die Fabrik, die Spinnerei. Das war meine Welt.

## Die Spinnerei

Die Spinnerei war ein fester unverrückbarer Bestandteil meiner Kindheit, ich bin mit ihr, neben ihr aufgewachsen. Die Spinnerei beherrschte das ganze Stadtviertel. Sie bestimmte das Leben der von ihr abhängigen Menschen, ihr Pulsschlag reichte bis in die unzähligen Arbeiterwohnungen, die Kneipen und Läden. In den Nächten summte sie nur, aber ihr Geruch zog in alle Winkel, er stand in den Fluren und Hinterhöfen, hielt sich zäh und erneuerte sich täglich.

Frühzeitig klapperten auf der Straße die Holzpantinen der Spinnereileute, die »Spinnpuzen« genannt wurden. Ein Konzert, das jeden Schläfer weckte. Zur Mittagspause ertönte die gleiche Musik und dann abends der letzte Trommelwirbel, wenn die schrille Dampfpeife der Fabrik den Feierabend verkündete.

Diese Fabrik machte meiner Mutter das Haar grau und stumpf, ritzte ihre Hände mit den Zeichen harter Arbeit. Meinen Vater erwischte es auch einmal, so ganz ohne Aufsehen. »Ein Arbeiter verunglückt«, das reicht nicht einmal zu einer Notiz in der Lokalzeitung, da hätte er schon tot sein müssen.

Als meine Schwestern so weit waren, gingen sie auch in die Fabrik. Sie verschluckte ganze Familien.

Sogar die wenigen Leute in unserer Straße, die nicht in der Spinnerei arbeiteten, waren mit ihr fest verbunden, ganz zwangsläufig, weil die Arbeiter ihnen ihr Geld abliefern. Es waren die Krämer, die Fleischer, Bäcker und alle die, die eben etwas verkaufen wollten.

Sie summte viele Melodien, die Spinnerei. Wenn sie krank war, und die Holzpantinen spärlicher klapperten, ging in der Straße die Angst um. Geliebte, verdammte Spinnerei.

Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit hingen wie Gespenster über den Menschen. Ich mochte die Spinnerei nie, weil sie



meine Eltern ganze Tage, Wochen, Monate und Jahre festhielt, aber ich lernte begreifen, wie wichtig die Verhaßte war.

Sie lag lange Zeit im Fieber, und die Anschreibebücher wurden voller. Die Menschen vor und hinter den Ladentischen lasen in diesen Büchern mehr als in der Bibel. Es war nicht einfach, die Würde zu behalten, wenn man mit so einem abgewetzten Buch einkaufen mußte. Verschämt drückten sich die Frauen und Kinder in den Läden herum, aber Brot mußte sein.

Einmal war ich in den großen Fabriksaal gekommen, meinen invaliden Vater hatten sie zum Pfortner gemacht, da konnte ich reinschlüpfen. In langen Reihen standen da die Maschinen. Wasserdampf, Hitze und ein schrecklich scharfer Geruch von Schweiß und Hanf warfen mich fast um, dazu ein entsetzlicher Lärm.

Dann sah ich meine Mutter, die Frau, die mich sonst so oft streichelte und anlächelte.

Jetzt hastete sie an den sich wie rasend drehenden Spulen hin und her, sie hatte ein fremdes, hartes Gesicht. Mir lief Schweiß am Körper herunter, und dabei war ich erst wenige Minuten in diesem Saal. Endlich bemerkte mich meine Mutter.

Sofort veränderte sich ihr Gesicht, erstaunt und erschrocken zugleich sah sie mich an, kam zu mir herübergelaufen. Ihre Hände waren feucht, ihre Kleider klebten naß an ihrem Körper. Liebe war in ihrem Gesicht. Sie streichelte mich zärtlich und lächelte. Aber sofort wurde sie wieder ernst. Viele Frauen hasteten da herum, ich aber sah nur eine, meine Mutter, die mir von den verdammten Maschinen wieder weggenommen wurde.

Als ich draußen war, sah ich sie immer noch, und wieder packte mich der Haß auf die Fabrik. So teuer war also das Geld, das jede Woche zerfloß wie Schnee in der Sonne.

Ich ging oft zu meinem Vater in die Pforterbude.  
Wenn Leute von der Direktion kamen, mußte ich mich verstecken, sie hatten so etwas nicht gern.  
Kurz vor Feierabend standen die Arbeiter im großen Fabrikhof. Frauen, Männer und halbe Kinder.  
Eine wartende Herde.  
Durch den unteren Spalt im Tor sah ich die Füße meiner Mutter.  
Als ich meinem Vater sagte, da stände Mutter, er solle doch das große Tor aufmachen, sah er mich mit einem seltsamen Blick an, aber er ließ das Tor verschlossen.  
Also so war das. Da stand seine Frau, er aber ließ sie erst heraus, wenn diese gräßliche Fabrikpfeife aufheulte.  
Ich rannte dann zur Mutter, nahm ihre Hand und ging stolz neben ihr heim. Dort machte sie nicht etwa eine Pause, sondern bereitete gleich in der Küche das Mittagessen vor.  
Seltsam, manchmal beobachtete ich am Tor fein angezogene Männer, die durften durch die kleine Nebenpforte gehen. Die gingen, wann sie wollten.  
Wenn die Kutsche kam, öffnete mein Vater schon lange vorher das Tor und zog seine Mütze.  
Das waren die Herren von der Direktion, die Götter unserer Straße.  
Natürlich wohnten diese Götter weit außerhalb der Stadt, abgeschirmt gegen alles Häßliche; sie umgaben sich mit Schönheit, lebten in weißen Traumhäusern mit Eisentoren und umgeben von hohen Mauern.  
Da war Platz und Weite; ja, hier war die Würde sichtbar.  
Dienstboten hatten sie im Überfluß, es war eine Auszeichnung, bei ihnen zu arbeiten. Manche der Lakaien unterlagen dem großen Irrtum, zu glauben, sie würden mit dazugehören, wenn sie in den Traumhäusern bedienten. Meistens bemerkten sie ihren Irrglauben erst, wenn sie ausrangiert wurden und wieder in die grauen Häuser zurückkehren mußten. Die Götter waren Gott

näher als wir, denn sie hatten sogar in der Kirche eine Extraloge mit gepolsterten Sitzen und einer Trennwand zu den übrigen Schafen. Wenn der Pfarrer predigte, sah er auch oft zu ihnen hin, denn schließlich verdankte er ihnen die Glocken und einiges andere. Nun, der Pfarrer verirrte sich auch ab und zu in unsere Straße, aber bestimmt noch öfter war er in den Traumhäusern.

Ich haderte mit meinem Gott, weil er meine Eltern und die vielen anderen aus meiner Straße offensichtlich vergessen hatte. Sie gingen doch auch in die Kirche, und ihre Gebete waren sicher nicht geheuchelt. Sie sehnten sich in ihrer Armut ganz bestimmt mehr nach der himmlischen Gerechtigkeit als die Christen aus den Traumhäusern, die ja schon so eine Art Himmelreich auf Erden hatten.

Seltsam, uns verdrosch der Pfarrer, wenn wir im Religionsunterricht nicht so flott waren, aber die Töchter und Söhne der Reichen behandelte er mit großer Nachsicht.

## Allerhöchster Besuch

Eines Tages geriet unsere ganze Stadt in große Aufregung. Hindenburg sollte durch Freiburg kommen! Auf dem Marktplatz würde er aus seinem Auto steigen und eine Pause machen.

Unser Lehrer ermahnte uns, von Kopf bis Fuß gewaschen, mit sauber geputzten Schuhen und in ordentlicher Kleidung zur Schule zu kommen. Nur wer so erscheine, dürfe mit zum Empfang auf dem Marktplatz. Er blickte dabei streng auf unsere nackten Füße.

Er paukte uns alles ein, was überhaupt möglich war. Also, bei Tannenberg, da sei er selbst dabei gewesen, er habe neben Hindenburg gestanden, nur vier Meter entfernt!

Ja, bei Tannenberg habe er die Russen verjagt.

Er schilderte alles so anschaulich, daß ich fast den Schlachtenlärm hörte.

Kaum zu glauben, dieser auf dem großen Bild so gütig blickende alte Mann sollte die Russen?

Immerhin hatte er mehr bunte Orden an seiner Jacke als unser Schützenkönig. Ich sah den Feldherrn also im Geiste auf einem feurigen Pferd sitzen und mit einem blitzenden Säbel stürmen.

Unser Lehrer verbiß sich so in die Schlacht bei Tannenberg, daß er die ganze Tafel mit Frontlinien vollkritzelte, und wir sahen sogar genau den Punkt, wo er gekämpft hatte.

Nur vier Meter von diesem Hindenburg entfernt, ja, da gehörte er doch eigentlich zu seinen Bekannten!

Unser Lehrer zeigte uns das Eiserne Kreuz, und wir durften es anfassen. Wir bekamen keine Schularbeiten auf, der Lehrer vergaß alle anderen Fächer und sonnte sich in seinen Kriegserinnerungen.

Er war Feldweibel gewesen. Wir waren aber für ihn nur ein schwacher Ersatz, es klappte zwar bei den Hochrufen, die wir nun übten, aber sicher hätte er lieber eine zackige Truppe gehabt.

Als ich daheim von dem Hindenburgbesuch erzählte, meinte mein Vater, die Arbeitslosen kriege der auch nicht weg.

Die Spinnerei lief an diesem Tage weiter, warum sollten die Arbeiter auch jubeln, dafür waren andere da.

Der Lehrer inspizierte uns, kontrollierte Ohren und Häse, ließ sich die Hände zeigen. Es schien, als ob uns ein Arzt besuchen würde und nicht der Reichspräsident.

Auf dem Marktplatz herrschte ein reger Betrieb. Girlanden waren gezogen, Musikkapellen marschierten auf, und jeder von uns bekam ein Papierfähnchen. Die Jungen in Matrosenanzügen durften sich in die vorderste Reihe stellen, obwohl Hindenburg kein Admiral war.

Wir wurden noch einmal von dem Feldweibel ermahnt, ganz laut zu brüllen und kräftig zu winken, aber üben konnten wir nun nicht mehr. Zwei Polizisten stürzten sich sofort auf den alten Kupke, als er mit einem Handwagen Kaninchenmist angerattert kam.

Hindenburg und Kaninchenmist, unmöglich!

Männer in Uniformen marschierten herum wie Gockel, und Mädchen in weißen Kleidern hielten Blumen bereit.

Da glitzerten überall Orden und Schmuck, Schärpen umspannten dicke Männerbäuche. Berittene ließen ihre Pferde tänzeln, schließlich hatte der Kriegerverein alles aufgeboden. Plötzlich ließ mitten auf dem Platz ein Gaul seine Pferdeäpfel fallen. Sie dampften wie frische Pfannkuchen und brachten die Würdenträger in beträchtliche Aufregung. Endlich tauchte ein Mann mit einer Leder-schürze auf und beseitigte diese Stinkbombe.

Unser Lehrer stolzierte nervös vor uns auf und ab, bald würde sein Schlachtgenosse auftauchen! Zu meiner Schande muß ich gestehen, diese heroische Stunde

packte auch mich. Aber der Ex-Feldmarschall ließ auf sich warten.

Dann endlich brandete Jubel auf, pflanzte sich fort, ein Auto ratterte über den Marktplatz, wir begannen zu schreien und zu winken, die Jungfrauen warfen Blumen, und die Feuerwehrkapelle begann zu spielen. Die Uniformierten standen stramm, die Frackträger zeigten ihre Glatzen, und unser Lehrer brüllte noch lauter als in der Rechenstunde. Aber das Auto hielt nicht an, es fuhr weiter. War das schon Hindenburg gewesen?

Die Prominenz rannte wild durcheinander. Die Feuerwehrkapelle hörte auf zu spielen, die Jungfrauen sammelten ihre weggeworfenen Blumen wieder auf, das Geschrei erlosch.

Es war nur ein Vortrupp gewesen.

Dann endlich klappte es. Mit Getöse näherte sich eine Autokolonne. Wieder begannen wir zu schreien und zu winken, die Musik schmetterte, die Jungfrauen warfen Blumen, die Zylinder wurden geschwenkt. Aber die Autoschlange hielt nicht an, sie sauste durch. Kein Zweifel, Hindenburg war weg.

Unser Lehrer war so enttäuscht, daß er uns sofort weggagte. Vielleicht hatte er gedacht, Hindenburg würde ihn wiedererkennen und ihm die Hand schütteln.

Die Kirchenglocken läuteten, auf dem Marktplatz lief alles durcheinander.

Ich hatte nichts von dem Reichspräsidenten gesehen.

Unser Lehrer tat seinen Feldmarschall in Acht und Bann, er sprach nie wieder von ihm und der Schlacht.

Ich dachte darüber nach, wie es wohl wäre, wenn uns der Hindenburg besuchen würde. Er brauchte ja gerade nicht zu kommen, wenn die Pinkeleimer in den Hof getragen wurden.

Ein Gästezimmer hatten wir nicht; wenn Tante Selma auf Besuch kam, schlief sie immer auf dem Sofa, aber da konnten wir den Hindenburg unmöglich hinlegen.

Mein Schulfreund Gustav meinte, so einer gehe nur auf eine Extra-Toilette, wobei ihm noch ein Diener helfe. Überhaupt, da käme ein Haufen Leute mit. Pellkartoffeln und Hering war wohl nicht das Richtige für so einen, auch wenn er das begehrte Mittelstück vom Hering bekäme. Ich stellte mir den Sieger von Tannenberg in unserer Küche vor, dann im Waschhaus mit einem Holzzuber und kam zu der Erkenntnis, es wäre wohl besser, er würde uns nicht besuchen. Außerdem hatte mein Vater sowieso nichts für diesen Hindenburg übrig, dazu wohnten im Haus zwei Kommunisten, die Bilder von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg an den Wänden hängen hatten. Allerdings wäre es schon etwas gewesen, wenn ein Reichspräsident aus unserem Fenster geguckt hätte!

## Uns blieb nur das Holzbein

Mein Vater war wieder einmal krank. Dieses Mal konnte er sich gar nicht erholen.

Eines Tages kam eine meiner Schwestern zu mir in die Schule. Schon als sie in die Klasse trat und mit dem Lehrer sprach, wußte ich, mein Vater brauchte sein Holzbein nicht mehr, die Krücken auch nicht.

Arbeiter sterben unauffällig.

An seinem Grab sprach niemand von Verdun, auch nicht von den schweren Jahren in der Fabrik.

Er hatte sich immer gewünscht, ich sollte es einmal besser haben. Und ich hatte schnell groß werden, Geld verdienen und ihm gute Zigarren, ein richtig sitzendes Bein und einen gemütlichen Sessel kaufen wollen. So liefen unsere Wünsche in einer Richtung, aber wir gerieten dabei auf Glatteis.

Die Kasse verlangte die Krücken zurück, das Holzbein durfte meine Mutter behalten. Ordnung muß sein. Das Holzbein hatte gereicht, um einen Waschkessel Wäsche heiß zu machen.

Meine Mutter kaute noch an den Beerdigungskosten, da teilte ihr die Fabrikleitung mit, daß sie aus der Wohnung müsse, weil wir jetzt weniger Leute seien.

In einer kleinen Dachwohnung lebten wir weiter. Sofort war unsere alte Wohnung neu belegt, andere hatten schon darauf gewartet.



## Neunzehnhundertdreiunddreißig

Ich war vierzehn Jahre alt, als der große Fackelzug die Machtergreifung Hitlers beleuchtete.

In unserer Stadt waren mit einem Mal eine Menge Leute in die braune Farbe gefallen, wie es der Stenzel prophezeit hatte.

Er wurde »abgeholt«.

Die neue Zeit schwemmte auch unseren Lehrer fort, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger gegen den Krieg geredet und Tannenburg nur so ganz nebenbei erwähnt hatte.

Kaufmann Schneider verschwand auch plötzlich. Er hatte immer seine Textilien auf Raten verkauft, da waren viele Kunden ihre Schulden los. Schneider besaß unter den sogenannten Kleinen Leuten aber viele Freunde, man hörte das in Gesprächen heraus. Ich hatte nicht gewußt, daß er ein Jude war.

Doktor Sultan war auch einer, aber das merkte ich erst, als sie ihn später wegholten. Auf einem Lastwagen, mitten in der Nacht. Ein weißhaariger gütiger Mann, der jeden Arbeiter kannte und zu jeder Zeit kam. Bei meinem Vater hatte er oft ganze Nächte gesessen. Er operierte im Krankenhaus, durfte es jedoch nun nicht mehr betreten. Er wußte, was den Leuten in unserer Straße fehlte, aber das konnte er ihnen nicht verschreiben. Er hatte den Peschke wieder auf die Beine gekriegt, ein wahres Wunder.

Peschke war jetzt der Anführer, als sie in der Stadt die Juden zusammentrieben, auch den Doktor, der ihn gesund gemacht hatte.

Auf den Dächern der Fabrikbesitzervillen wehten die Fahnen der neuen Machthaber, sie hatten sich schneller umgestellt als die Leute aus meiner Straße.

Auch auf dem Dach des Gewerkschaftshauses stand eine Hakenkreuzfahne, früher hatte ich meinen Vater oft in

das graue Eckhaus begleitet und von dort wieder abgeholt.

Es war ein Treffpunkt der Arbeiter. Sie versammelten sich in den Gängen und redeten miteinander. Ich erinnere mich vor allem an den dichten Tabaksqualm, der mir in den Augen brannte.

Mein Vater hatte mir erklärt, das wäre ein sehr wichtiges Gebäude. Der ganze Hof stand voll mit Fahrrädern.

Einmal spendierte mir jemand eine Limonade. Der Mann trug auch ein Holzbein wie mein Vater. Ein Transmissionsriemen hatte sein Bein abgerissen. Die Arbeitslosen holten bei ihm Gutscheine für Lebensmittel. Er hieß Findeisen und war Gewerkschaftssekretär.

Jetzt wehte hier die neue Fahne, und viele Männer in Uniform mit Hakenkreuzbinden am Ärmel standen herum. Aus dem Gewerkschaftshaus hatten sie ein Braunes Haus gemacht.

Findeisen war nicht mehr da.

Sie erzählten in der Straße, er sei die Treppe heruntergefallen und sei tot. Dabei gab es an seinem Büro überhaupt keine Treppe.

Den Stenzel hatten sie auch geholt, mitten in der Nacht. Findeisen sei gar nicht die Treppe heruntergefallen, hatte der Stenzel erzählt.

Die Unbekümmertheit in unserer Straße verschwand allmählich. Auch in unserem Haus wurden die Leute mißtrauischer. Es gab weniger offene Türen, weniger Treppegespräche, und die abendlichen Sitzungen vor der Haustür fanden nicht mehr statt.

Sie waren früher beileibe nicht immer alle einer Meinung gewesen, aber daß einer vor dem anderen Angst hatte, nein, das hatte es nicht gegeben. Eines Tages tauchte Stenzel wieder auf.

Er, der früher immer gute Ratschläge gegeben hatte und oft die böhmische Polka pfiff, weil er von dort stammte,

sprach kaum noch. Wenn er redete, waren es nur belanglose Worte, die ihn eigentlich ganz fremd machten. Wo er so lange gewesen war, blieb sein Geheimnis. Er schleppte sein linkes Bein etwas nach und hustete manchmal so stark, daß man denken konnte, er würde ersticken.

Einer lief jetzt nur noch in der braunen Uniform herum: Peschke, der unter uns wohnte. Arbeiten brauchte er nicht mehr zu gehen, er hatte anscheinend etwas Besseres zu tun. Wenn der Führer sprach, drehte er das Radio so laut, daß alle es mithören mußten. Manchmal brüllte er seine Frau an wie ein Verrückter. Er war über Nacht zu einer sehr wichtigen Person geworden.

Die wenigen Monate, die ich noch in die Schule ging, waren nicht besonders anstrengend. In der heroischen, großen Zeit wurde wenig unterrichtet. Gustav erschien eines Tages bei mir in einer neuen Uniform. Schwarze kurze Hose, braunes Hemd und ein schwarzes Halstuch. Neue Schuhe hatte er auch bekommen.

Sein Vater hätte nichts dagegen, erklärte er mir. Allerhand, wo er doch ein Sozi war.

Aber ich wußte damals nichts von den Schwierigkeiten, die Gustavs Vater bekommen hätte, wenn er nicht den Kopf einzog. Gustav erzählte von Lagerfeuern, von richtigen Zelten, und bald würde er Fanfarenbläser werden. Er nahm mich mit zu seinem Jungvolkführer.

Ich war etwas enttäuscht, denn er führte mich in einen Schusterkeller. Dort hockte immer der alte Pallmeier. Vielmehr – er hatte dort gehockt, denn nach seinem Tod schusterte sein Sohn weiter.

Der Hitler hing jetzt dort an der Wand.

Pallmeier junior besohlte keine Schuhe mehr, seitdem er Jungvolkführer geworden war.

So wurde ich in wenigen Minuten ein Pimpf.

Pallmeier meinte, da ich nun bald Kaufmann lernen würde, könnte ich den schriftlichen Kram erledigen.

Auch in meiner Verwandtschaft gab es inzwischen einige Braune.

Wir machten tatsächlich manches, was für Jungens interessant war. Zeltlager, Wanderungen, richtige Nachtmärsche. Pallmann konnte gut kommandieren, aber viel mehr auch nicht. Auf einer alten Schreibmaschine lernte ich Tagesbefehle schreiben und Listen aufstellen.

Ich muß sagen, es machte mir Spaß.

Pallmann redete begeistert von Hitler, aber manchmal war er ganz niedergeschlagen und meinte, in der SA wäre er bestimmt schon Sturmführer.

Gustav machte Karriere, er war in der Hitlerjugend schon eine Stufe hoch geklettert und blies auf keiner Fanfare mehr.

Pallmann hielt mich bei den Pimpfen fest, er war eigentlich schuld daran, daß ich nie zur Hitlerjugend kam. Oft wurde mir der Dienst bei den Pimpfen zu kindisch, ich wäre schon lieber bei meinen Altersgenossen gewesen. Aber Pallmann ließ nicht locker, ich glaube, er muß Vaterkomplexe gehabt haben.

Als Pallmann eines Tages doch noch Karriere machte und aus meinem Blickfeld verschwand, erschien ein junger, strammer Ersatzmann.

Ich mochte ihn nicht und er mich wahrscheinlich auch nicht. Vielleicht wäre ich doch noch ein Hitlerjunge geworden, aber da griff der Reichsarbeitsdienst nach mir.

Damit endete meine politische Laufbahn.

Ehrlich gesagt, war bei mir weder Absicht noch Ablehnung der Nazis im Spiel.

Ich wurde kein alter Parteigenosse, sondern in jungen Jahren ein alter Pimpf im Range eines Jungzugführers. Rangmäßig gesehen, hätte ich vor Gustav strammstehen müssen, der war schon höher gerutscht.

Daß ich keine Nazi-Laufbahn einschlug, war nicht etwa mein Verdienst, sondern eine Folge reiner Zufälle.

## Die Bücherverbrennung

In dieser Zeit kam der Propagadaminister Goebbels auf die Idee, undeutschen Geist zu vernichten. Mit Feuersprüchen warfen Berliner Studenten die Werke der diffamierten Autoren auf den Scheiterhaufen. Das Beispiel machte Schule. Es dauert nicht lange, und auch in unserer Stadt ging so ein Feuer hoch. Der Parteichef schickte sofort seine Leute los. Sie führten eine Bücherliste bei sich, da sie wenig in der Literatur Bescheid wußten.

Er selbst rief die Bürger auf, ihre Bücherregale durchzusehen, aber verbunden mit der Drohung, wann er bei einer Kontrolle noch diese Judenschmöker finden würde, dann...

Nun, in meiner Straße besaßen die Einwohner kaum Bücher außer dem Anschreibebuch und der Bibel. Wenige hatten Doktorbücher, in denen auch nackte Frauen und Männer abgebildet waren, Gustav hatte mir mal so ein Buch gezeigt.

Ich war gespannt, wie die Verbrennung vor sich gehen würde.

Auf dem Marktplatz loderte am Abend tatsächlich ein großes Feuer, sämtliche Parteiformationen waren aufmarschiert. Eine Kapelle schmetterte Märsche, Fahnen wehten im Wind, ein Haufen Bücher lag bereit. Schöne Bücher mit guten Einbänden.

Der Ortsgruppenleiter stand auf einem Podium und schrie durch ein Mikrophon, nun würde Deutschland vom Judendreck befreit.

Der Peschke aus unserem Hause war Oberbuchreinschmeißer.

Er brüllte ganz laut:

»Ich übergebe dem Feuer ...«

Dann zählte er viele Namen auf. Ich hatte nie gedacht, daß die Juden so einen Haufen Bücher geschrieben hatten. Peschke wurde heiser und schmiß nur noch Bücher

ins Feuer. SA-Männer mit langen Eisenstangen stocherten im Feuer herum, damit auch alles verbrannte, aber diese Judenbücher machten Schwierigkeiten, es dauerte ziemlich lange.

Der SA-Sturmführer gab schließlich den Befehl, diese undeutschen Bücher vorher zu zerfetzen. Das war auch nicht so einfach, zäh waren die Bücher. Manchmal fiel ein Funken- und Aschenregen auf den Chor der Frauenschaft, der die Verbrennung mit Gesang begleitete. Die Frau vom Apotheker hatte eine weiße Bluse an und dirigierte.

Im Eifer des Dirigierens kam sie mit ihrem Hinterteil zu nahe an das Feuer. Da stand sie in Flammen, aber zum Glück löschten die SA-Leute den Brand. Die Frau Apotheker wurde auch gleich weggebracht. Ich konnte sehen, daß sie grüne Schlüpfer anhatte.

Dann trat ein Dichter an das Mikrophon. Alles, was er sagte, reimte sich, aber er hörte nicht auf, zu deklamieren. So verzückt war er über seine eigenen Verse, daß ihn erst die Kapelle übertönen mußte.

Die Männer in Uniform hatten die Sturmriemen ihrer Mützen um das Kinn gezogen und sahen mächtig grimmig aus.

Peschke wollte gerade ein dickes Buch zerfetzen, einige Seiten flogen schon ins Feuer, da erstarrte der Parteichef. Er sprang, so gut er es mit seinem dicken Bauch konnte, auf Peschke zu und entriß ihm das Buch. Eine unbeschreibliche Aufregung brachte alles durcheinander. Sofort bildete sich eine schützende Gruppe von Braunhemden um das Buch. Vermutlich hatte Peschke das Buch eines Naziführers erwischt.

»Flamme empor! Flamme empor!« sang der Chor der Frauenschaft. Ich kletterte auf den großen Steinlöwen, um alles besser beobachten zu können; zu meinem Glück, denn als die Männer mit den Eisenstangen nicht

mehr im Feuer herumstocherten, verhüllte eine gewaltige Qualmwolke die zweite Panne.

Das große Führerbild wurde müde und legte sich ganz langsam ins Feuer. »Flamme empor!« Die tapfere SA rettete den verkohlten Führer. Der sah allerdings sehr mitgenommen aus, als sie ihn wieder aufrichteten. Tod-sünde. Frevel. Sabotage. Gott aller Deutschen, Führer aller Nazis, hier geschah Ungeheuerliches.

Durch die Lautsprecher tönte die Stimme des Ortsgruppenleiters. »Scheiße, alles Scheiße, ihr Idioten!«

Er hatte vergessen, daß das Mikrophon noch eingeschaltet war.

Wenn das der Goebbels erfahren würde, wo der angeblich alle Zeitungen las, auch die Käseblätter! Nein, es stand nichts in der Zeitung, obwohl der Lokalreporter wie verrückt geknipst hatte.

Was an Büchern damals noch übrig blieb, wurde unter strenger Bewachung im Kesselhaus der Spinnerei verbrannt.

Die Leute erzählten, Peschke habe sich dabei besonders hervorgetan, um diese peinlichen Vorfälle auszubügeln.

## Marie Berger – meine Mutter

Für meine Mutter hätte nun eine bessere Zeit kommen können, ich hatte ausgelernt, meine Schwestern waren alle versorgt, sie brauchte nicht mehr in die verdammte Spinnerei zu gehen.

Aber da meldeten sich die langen Arbeitsjahre in den heißen Spinnsälen, die ganze Plackerei, der ewige Mangel an einer ausreichenden Ernährung.

Eine ungeheure Energie hat sie Zeit ihres Lebens zu einem Riesen gemacht, trotz ihrer Zartheit. Es gab nichts, was meine Mutter nicht gemeistert hat.

Und jetzt legte sie sich hin und starb.

Die bisher so behütete Jugendzeit war mit ihrem Tod schlagartig vorbei. Meine Schwestern blieben zwar um mich besorgt, hatten aber auch genug mit sich selber zu tun.

Ich konnte mir nicht vorstellen, was ohne meine Mutter geschehen sollte. Und wie ich sie so liegen sah, ehe sie weggetragen wurde, kam mir in den Sinn, Schluß zu machen.

Wie schön waren die Nächte gewesen, wenn ich durch die offene Kammertür mit ihr reden konnte. Klug war sie und, wenn ich es heute bedenke, außergewöhnlich gut informiert, sie hatte für alles Verständnis und wußte immer einen Rat.

Sie hätte ein besseres Leben verdient.

Durch ihren Tod fühlte ich mich plötzlich fremd in der Straße und in der Stadt, ich war viele Tage auf der Flucht vor mir selber. Nie wieder in meinem Leben habe ich mich so einsam gefühlt. Für unsere Wohnung hatten sich schon Nachfolger angemeldet, als meine Mutter noch im Sterben lag. So grausam und in gewisser Weise ehrlich war die harte Wirklichkeit der Arbeitersiedlung.



Verfluchte Fabrik, sie hatte meine Mutter auf dem Gewissen. Was hatte sie denn vom Leben gehabt? Trotz ihrer Güte, ihrer Klugheit? Sie hat immer nur auf harten, steinigen Wegen gehen müssen. Die Stationen waren Fabrikhallen und Maschinensäle voller Hitze, Lärm und Dreck. Alle ihr Sehnsüchte blieben unerfüllt, vieles mußte sie hinnehmen, was häßlich und gemein war. Ich meine, die Würde einer Arbeiterfrau kann kaum sichtbar werden.

Der Pastor hat sie beerdigt, eine Pflichtübung. Ich habe ihm fast gar nicht zugehört. Sicher war er nicht schuld an dieser verdammten Zeit. Das Mutterkreuz fand ich unter der kärglichen Hinterlassenschaft. Ihr Hochzeitsbild zeigte sie vor einer gemalten Landschaft, alle Leute um sie herum waren fein gekleidet. Eine trügerische Kullisse. Auf der Photographie waren ihre verarbeiteten Hände nicht zu sehen, auch nicht die graue arme Straße und die Fabrik.

Die Endgültigkeit des Todes weckte in mir den Wunsch, alles Frühere hinter mir zu lassen. Meine Mutter wollte ich mit mir nehmen, überallhin, unsichtbar für die Anderen.

Ich wollte meine Straße und meine Stadt verlassen. Ich dachte, in der Fremde könnte ich den Verlust leichter ertragen.

## Martha

Die Begegnung mit Martha veränderte mein Leben.  
Ich lernte sie sozusagen im Fluge kennen.  
Im Urlaub war ich mit einem Arbeitskollegen ins Erzgebirge gefahren.  
Er hatte mich eingeladen, die Tage in seinem Heimatdorf zu verbringen. Seine Mutter besaß dort einen kleinen Bauernhof.  
Das Erzgebirge erinnerte mich an meine schlesische Heimat. Berge, Täler, fast unberührte Wälder und Wiesen.  
Eines schönen Sonnentages radelte ich auf einem geborgten Fahrrad durch die Gegend. Fahrrad war geschmeichelt, es war eine alte klapprige Mühle, mit Vorsicht zu benutzen.  
An einer abschüssigen Stelle beschleunigte sich die Fahrt, durch meine kurze Lederbuchse sauste der Fahrtwind, ich legte mich in die Kurven und fuhr auf den geraden Strecken freihändig. Die Mecke klapperte wie wild.  
In einer scharfen Kurve erblickte ich etwas Buntes mitten auf der Straße, ein Mädchen mit Fahrrad!  
Nichts weiter dabei, wenn nicht gerade jetzt dieses blöde Rad wie wild hin und her gezockelt wäre. Mein Tempo beschleunigte sich. Ich stieß Urschreie aus, weil die Klingel nicht funktionierte. An dieser Mühle war nämlich keine. Also bremsen.  
Vorderradbremse, Fehlanzeige. Blieb nur noch der Rücktritt. Die Mühle benahm sich wie ein wilder Hengst, die Kette sprang ab, ich raste auf dieses Mädchen zu.  
Mein Drahtesel reagierte zackig, als ich den Lenker herumriß. Im freien Flug segelte ich in eine Fichtenschonung. Wie ein nasser Lappen lag ich nun im grünen Tann, neben mir baumelte die Fahrradmecke in den Zweigen. Mühsam kroch ich zurück auf die Straße.  
Das Mädchen im bunten Kleid war verschwunden.

Doch dann sah ich sie, sie stand in sicherer Entfernung am Straßenrand. Also, ich war gerade nicht gut gelaunt, mir war es, als ob ich eben durchgeprügelt worden wäre.

Große ängstliche Augen, das Dirndlkleid paßte gut zu ihr.

Trotzdem warf ich ihr einen vernichtenden Blick zu und zerrte mein Vehikel auf die Straße. Außer der abgesprungenen Kette schien es den Flug gut überstanden zu haben.

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich an meinen nackten Beinen blutige Schrammen und Risse hatte. Ich fummelte an der Kette herum und beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sie zögernd näher kam. Ziemlich mutig, denn hier war eine ganz abgelegene Ecke.

Ja, so lernte ich Martha kennen. Wir fanden uns auf den ersten Blick sympathisch. Dann radelten wir zusammen weiter.

Fast jeden folgenden Tag trafen wir uns. Über Berg und Tal mußte ich wandern, wenn ich sie sehen wollte. Und ich wollte. Was war da schon ein weiter Weg? Sie arbeitete in einer Textilfabrik und verdiente nicht viel. Ihr Vater war früh gestorben. Wir hatten vieles gemeinsam, Armut, Abhängigkeit der Eltern und Sehnsucht nach einem Menschen, mit dem man über alles reden konnte.

Jetzt hatte ich ein Mädchen. Ich war sehr glücklich.

So oft ich konnte, fuhr ich nun zu ihr ins Erzgebirge. Eine grantige Zimmerwirtin vergraulte uns ständig, aber in der freien Natur fanden wir manches stille Plätzchen für uns. An einem einsamen Kohlenmeiler im Wald verbrachten wir schöne Stunden und schmiedeten Zukunftspläne. Marthel hatte es nicht leicht. In der Fabrik machte die Saalmeisterin ihr das Leben schwer. Ich mußte bei ihren Berichten immer an die Spinnerei in Schlesien denken. Diese verfluchte Abhängigkeit!

Martha verschwieg mir vieles, das spürte ich. Sie wollte uns die paar glücklichen Stunden nicht vermiesen.  
Ein neuer Gestellungsbefehl der Wehrmacht beendete abrupt meine UK-Stellung. Martha war sehr erschrocken und wollte mich unbedingt vorher noch einmal sehen. Trotz Textilfabrik und Meisterin machte sie sich auf den Weg zu mir. Es war ihre erste »große« Reise.  
Ich lebte damals als Junggeselle in einem großen Wohnheim, dessen Eingang von einem richtigen Zerberus von Pförtner strengstens bewacht wurde. Damenbesuche waren natürlich verboten.  
Wir wendeten viele Tricks an, um Besucherinnen einzuschleusen, aber Marthel wollte ich das nicht zumuten.  
In einem Bahnhofswartesaal verlebten wir die letzten gemeinsamen Stunden.  
Nein, wir haben uns nichts versprochen, als ich sie zum Zug brachte. Nur schreiben wollten wir uns. Aber wir wußten, daß wir zusammengehörten.  
Eine Stunde nach ihrer Abfahrt fuhr ich selber los, mit dem Gestellungsbefehl in der Tasche.  
Erst später hat mir Marthel erzählt, wieviel bösen Ärger sie wegen diesem Tag in der Fabrik bekommen hatte.

## Kriegstrauung

Ich hatte, wie gesagt, immer Angst gehabt, dieser Krieg könnte eines Tages aus sein, und ich würde als mieser Zivilist mit nackter Brust, ohne Orden herumrennen müssen.

Enttäuscht war ich, als man mich beim Militär nicht begeistert empfing. Anstatt diese Kerle froh waren, nun endlich wieder einen kommenden Helden einkleiden zu dürfen, mußten wir schon mit den Koffern in den Händen über den Kasernenhof rennen. Brust raus, mein Gott, wie weit sollte man die eigentlich herausbringen, und wenn ich vorher nicht gewußt hatte, daß man, wenn man mit einem anderen Menschen spricht, außer den Hacken auch noch die Arschbacken zusammenpressen muß, so lernte ich es jetzt.

Also, so wurde dieses Vaterland verteidigt: Man kroch auf allen Vieren, rannte wie wahnsinnig von einer Kasernenhofecke in die andere, schmiß sich hin, stand wieder auf, und das alles sollte gut für die Front sein. Natürlich lernten wir grüßen, und zwar so intensiv, daß wir einen ganz harmlosen, hingestellten Karton scharf anguckten und dabei die Hand an den Mützenschirm hielten.

Da konnte einem das Vaterland schon sauer aufstoßen, aber es war in Gefahr, und wir schrubbten wie wahnsinnig die öligen Fußböden.

Unser Unteroffizier konnte beim Unterricht keine Widerworte leiden, auch dann nicht, wenn er sich größte Verstöße im Geschichtsunterricht erlaubte. Es war ihm gleichgültig, wann der Napoleon geboren war, Hauptsache man brüllte den Sinn des Schlagbolzens herunter.

Nach der Ausbildung wurden wir an der Kanalküste stationiert, um die Invasion der Briten zu verhindern. Die kamen aber nicht. Tag und Nacht starrten wir auf's Wasser und in die Luft.

Inmitten dieses Stumpfsinns fiel mir ein, ich könnte eigentlich heiraten. Aber so einfach ging das nicht. Erst nach Wochen konnten wir beide nachweisen, daß wir reinrassige Arier waren.

Ich fuhr mit einem Fronturlauberzug in die Heimat.

Endlich stand ich vor Martha. Wunderschön sah sie dann in ihrem Brautkleid aus. Sogar eine richtige Kutsche mit Schimmeln war für uns gemietet. Mit einigen Flaschen Schnaps konnte man das damals ermöglichen. Aber sonst war unsere Hochzeit bescheiden. Der alte, weißhaarige Pastor begann väterlich und mit Wärme zu sprechen, wurde aber bald immer schneller, denn draußen heulten auf einmal die Luftschuttsirenen. Immerhin konnte er uns noch rasch auf ewig vereinen, ehe das Theater losging. Wir rannten aus der Kirche, unser schönes Schimmelgespann war weg. Plötzlich tauchten sogar Tiefflieger über uns auf und jagten uns in die Büsche. Erst nach einer Weile merkten wir, daß es eigene waren. Zu spät.

Marthas Hochzeitskleid hing zum Teil in den Heckenrosensträuchern, die ganze feierliche Stimmung und der Brautschleier waren auf der Strecke geblieben.

So gesehen, war auf unserer Hochzeit durchaus für Abwechslung gesorgt. Was ich damals aber noch nicht ahnen konnte: unsere Hochzeit hat mir das Leben gerettet.

»Du kannst hier anfangen!«

Ärzte betasteten mein Fleisch, taxierten mich in meiner Nacktheit und stellten schließlich fest: tauglich als Kohlenkratzer.

Zechen und Bergarbeiterkolonien sehen überall gleich aus.

Aus meiner Heimat kannte ich die Kohlenruben und alles, was so damit zu tun hatte.

Ich verzögerte meine Vorstellung auf dem Pütt etwas und wollte erst einmal in eine kleine Kneipe, die schon geöffnet hatte. Einige typische Kumpelfahrräder lehnten an der Wand. Aktentaschen, Kaffeepullen und sauber geschnittene Holzpegel, Mutterklötzchen genannt, waren Kennzeichen der Hängenbleiber von der Nachtschicht, die hier sicher den lästigen Kohlendreck hinunterspülten.

In dem dämmrigen Raum war weiter nichts los, nur drei Männer standen am Tresen, sicherlich die Fahrradbesitzer.

Ein Würfelbecher knallte auf die Thekenplatte. An diesem Spiel beteiligte sich der hemdsärmelige Gastwirt mit Inbrunst, denn immerhin dauerte es eine ganze Weile, ehe er mich fragte, was ich trinken wolle. Eigentlich wollte ich eine Tasse Kaffee, aber ich traute mich nicht, es zu sagen, weil der Hemsärmelige schon ein Glas in der Hand hielt.

Also ein Bier.

Er nickte und ließ das Glas vollaufen.

»Na Kumpel, länger gemacht? Scheißnachtschicht«, sagte der eine und sah kurz zu mir herüber.

»Quatsch, dat müsse doch sehn, nich Kumpel, oder?«

Der Wirt schob mir das Bier hin, ehe ich antworten konnte. Ich sagte, daß ich noch kein Kumpel wäre und mich erst vorstellen wolle. Na ja, eben wegen Arbeit.

Sie hörten auf zu knobeln und musterten mich aufmerksam.

»Mensch Meier, meine Fresse«, sagte einer.

Ich wollte gleich bezahlen, da schob einer meine Hand zurück.

»Laß dat mal, geht auf meinen Deckel.«

Ich wollte nicht annehmen, da mischte sich ein anderer ein: »Quatter nicht, eine Strich mehr oder weniger, nicht Osse?«

Damit schien die Sache erledigt, der Knobelbecher knallte.

Dann hörten sie auf, ich lullte noch an meinem Bier herum, sie hatten ihre Gläser leer.

»So so, anfangen willste.«

»Warste schon uf einem Pütt?«

Ich verneinte, sagte auch, daß ich vom Bergbau keine Ahnung habe.

»Ahnung, Ahnung, wer hat da schon Ahnung. Siehste, hier der Kaputte, der war mal Kopfschlächter, na ja und ick, siehste, ick war Bäcker, ja und Osse, siehste, der war mal Kumpel und iss jetzt Kneiper, so iss dat.«

»Saumaloch, viel Dreck. Aber, na ja, wat solls.« »Ach Gott, im Anfang, na ja, dat iss eben Pütt.«

»So gegen zwölf kommt der Alte raus. Wenn de Glück hast, kannst du ihn sprechen.«

Wenn man einen Pütt sucht, braucht man keine Hinweisschilder, er ist dort, wo die Häuser immer schwärzer werden, und die hohen Gerüste der Fördertürme sind unübersehbar.

Mich überholten Radfahrer, an den Lenkstangen baumelten Kaffeepullen. Sie kamen mir entgegen, einzeln und in Gruppen, manche hatten noch die schwärzlichen Ringe um die Augen, die sogenannte Bergmannsbrille.

Viele hatten die Holzpegel unter den Armen, manchmal ziemlich große Dinger.



Also, wenn die alle es auf so einem Pütt aushielten, warum sollte ich es nicht?

In der großen Lohnhalle war ein Betrieb wie auf einem Hauptbahnhof. Ich sollte in dieser Halle nach dem Alten fragen, hatte mir der Pförtner gesagt.

Einen Kumpel hielt ich an.

»Wo sitzt hier der Alte?«

»Geh man die Treppe hoch, zweite Tür.«

Auf einem Pütt fragt man, wenn man etwas erreichen will, nur nach dem »Alten«, alles andere sind Nebenpersonen.

Ich hörte das Gebrüll durch die geschlossene Tür. Der brüllte ja schlimmer als alle meine Spieße zusammen! Ich klopfte zaghaft.

Nichts tat sich.

Ein Kumpel ging vorbei und sagte: »Mensch, Kumpel, da mußte mit voller Pulle klopfen oder einfach reingehen. Mehr wie rausschmeißen kann der dich nicht.«

Ehe er weiterging, sagte er noch ganz beiläufig: »Heute ist dicke Luft, auf >Berta< gab es Murks, am besten du...«

Auf Berta Murks? Also damit konnte ich nichts anfangen. Es war wohl am besten, ich käme morgen wieder. Vielleicht wäre alles anders gelaufen, wenn Karl nicht gekommen wäre.

Ich hatte ihn in Essen-Heisingen auf der ärztlichen Untersuchungsstelle getroffen.

Karl, mein Schulfreund. Nach über fünfzehn Jahren stand er neben mir. Karl war gelernter Fleischer und ziemlich abgebrüht. Er stieß respektlos die Tür auf und wollte durch, aber ein älterer Mann in einem grauen Kittel schob ihn zurück und meinte: »Er telefoniert gerade, einen Augenblick.«

Per da drinnen schrie, als ob er durch ein Rohr mit Paris sprechen würde: »Wenn ich euch Arschlöchern alles vorkauen muß, mach ich den Scheißdreck alleine!«

Endlich schien er fertig zu sein.  
Karl donnerte nun an die Tür und schon waren wir drin.  
An zwei riesigen, aneinandergestellten Schreibtischen saßen zwei ziemlich stabile »Neger«, während ein Kittelträger wie ein Schiedsrichter dazwischen hockte.  
Er paffte mit starken Zügen an einer Zigarre.  
»Was wollen Sie?«  
»Fragen, ob man hier anfangen kann«, sagte ich mit Todesverachtung.  
»Einstellungen morgen.«  
Karl meinte nicht gerade leise:  
»Morgen können wir nicht, wenigstens ich.«  
»Warum nicht?«  
»Nachtschicht in Dortmund!« Karl brüllte es.  
Der Alte brüllte zurück.  
»Bestimmt keine Papiere, wie?«  
Karl zuckte keineswegs zusammen.  
»Wenn ich angebrüllt werde, ist für mich Sense. Wie soll man Papiere mithaben, wenn man noch malocht.«  
Der Kittelmann sah uns über seine Brille fast freundlich an.  
»Du kannst hier anfangen, bring deine Papiere«, sagte er merkwürdig sanft zu mir, »und du kannst bleiben wo du bist«, zu Karl.  
Der konterte gleich:  
»Da maloche ich lieber als Koppschlächter, als in so einen Saftladen!«  
Der Zigarrenschinder beugte sich weit vor: »Als was?«  
Karl brüllte: »Als Koppschlächter!«  
Schon war er draußen und knallte dabei die Tür zu.  
Als ich auch gehen wollte, rief der Alte:  
»Halt, sag diesem Rüpel, er kann auch anfangen.«  
Mit Karl war aber nichts zu machen, er hatte vom Pütt seine Schnauze voll und ging tatsächlich wenig später auf einen Großschlachthof als Koppschlächter.

## Da werden Sekunden zur Ewigkeit

Manchmal zeigt der Pütt seine Krallen.

Es muß nicht nur immer tief unten sein, vor Ort, unter dem Gebirge. Es ist schwer, meine damalige Situation anschaulich zu schildern. Einem Kumpel könnte ich sie in wenigen Worten erklären.

Was Sekunden dauerte, waren für mich damals Ewigkeiten. Am Stapel war ich ganz allein, ich wollte nach unten fahren.

Der Korb stand da, ich stieg auf.

Die Signale hatte ich geklopft.

Geklopft?

Am Hebel war ein Seil befestigt, das reichte bis hinunter in die Bremskammer, wo ein Hammer an eine große Glocke schlug.

Ich stieg auf den Korb.

Einen Fuß hatte ich noch auf dem Anschlag, da bewegte sich der Korb nach unten.

Plötzlich merkte ich, daß ich mit dem Fuß am Anschlag hängen blieb. Mit dem Kopf nach unten hing ich da.

Das Oberteil des Korbes mußte mich in zwei Teile zerquetschen.

Ich griff instinktiv nach einer Kette, hielt mich fest, voller Angst.

So also sah das Ende aus. Wenn ich Glück hatte, würde es mir das Bein abreißen oder aber mich durchsäbeln.

Ich dachte an Martha, an die vielen Dinge, die unerledigt waren, an die Kinder, ich sah einen ganzen Film unseres Lebens. Die Bilder liefen durcheinander, ich glaube, ich habe damals laut geschrien, gebetet und geflucht. Angst packte ich, schreckliche Angst.

Wie wird das sein, wenn es mich zereißt, wenn es mir das Leben ausquetscht?

Die Kette drückte schmerzhaft meinen Arm, ich versuchte verzweifelt, den Fuß frei zu bekommen.

Martha, immer wieder Martha und die Kinder.  
Gott hilf mir, warum gerade ich und warum gerade jetzt,  
wo alles noch unfertig und in tausend Anfängen steckte.  
Meine Eltern, meine Schwestern, alles hell und klar. Aus,  
ganz einfach aus, weil da unten dieser alte Kupke nicht  
aufgepaßt hatte, denn das Signal mußte angekommen  
sein. Die Kette strangulierte meinen Arm.  
Jetzt, jetzt mußte es passieren!  
Da spürte ich, wie mein Fuß aus dem Gummistiefel  
rutschte. Ich hatte die Stiefel angezogen, weil im Revier  
Wasser stand. Ich fiel auf den Korbboden.  
Ich lebte.  
Das Ganze hatte höchstens Sekunden gedauert.  
In Sekunden war das ganze Leben an mir vorbeigezogen.  
Kupke war leichenblaß.  
Martha habe ich nichts erzählt. Niemandem haben wir  
davon erzählt, weil es niemandem genützt hätte.  
Ich erfand eine auch passende Begründung für die Ver-  
letzung am Arm. Einige Nächte lang hing ich wieder am  
Korb, in dieser Falle. Martha sagte mir, als sie mich  
weckte, ich hätte laut geschrien.

## Kohlenkrise

Wie ein kalter Schlag trafen uns die Feierschichten. Die scheinbar unerschütterliche Festung, die der Pütt bis dahin darstellte, wurde berannt. Angebliche Absatzkrise, Feierschichten, Lohnbremsen, wachsende Kohlenhalden. Das trug nicht gerade dazu bei, unsere Freude an dem Eigenheim zu erhöhen. Wurde es nicht zu einem Strick, den wir uns selbst um den Hals gelegt hatten?

Ein großer Teil der Kumpels verschaffte sich nach der Schicht Nebenarbeit. Man mochte die Bergleute, auf sie war Verlaß, sie waren vielseitig. Ich ging mit Marthel zu einem Bauern, die Kinder nahmen wir mit.

Es waren keine »Ferien auf einem Bauernhof«, nein, das war harte Arbeit, Kartoffeln und Rüben, vorher das Getreide. Dieser Hick-hack dauerte viele Jahre, es belastete uns mehr als manche Außenstehende ahnten.

Die Kumpel, also auch ich, wir schimpften auf diesen Saupütt, aber gleichzeitig bekamen Fremde enorme Schwierigkeiten, wenn sie mitschimpften. Es war unser Pütt. Unser Pütt, von dem uns nicht eine einzige Schraube gehörte!

Die Zeitungsschreiber meinten, wir sollten doch froh sein, wenn wir mit dieser schrecklichen, gefährlichen Arbeit aufhören könnten. Die wußten anscheinend nur, daß Kohle schwarz ist. Daß sie selbst vielleicht schon mit einem kalten Arsch erfroren wären, ohne die Pütts, das hatten sie wohl vergessen. Die ersten Fördertürme im Ruhrrevier kippten. Es war zum verrückt werden.

Politiker tauchten auf, machten Grubenfahrten, ihre Fotos erschienen in den Zeitungen, im Fernsehen, sie hielten wunderbare Reden. So etwas machte sich gut, besonders vor Wahlen. Zehn Feierschichten hatten wir hinter uns. Die ständig andauernde Ungewißheit trug gerade nicht zur Verbesserung des sogenannten Betriebsklimas bei. Die Spannung zwischen oben und unten nahmen

zu, die Mittelschicht vollführte Seiltänze. Ganz gewiß wäre ohne die Gewerkschaften die ganze Sache in die nationale Hose gegangen. Vor allem die Betriebsräte unterlagen großen Belastungen, die Probleme wurden immer schwieriger. Eines Tages dachte ich, der Teufel ist los, na ja, ganze Geschwader von mit Pinsel und Farbe bewaffneten Kumpel strichen alles neu an, was überhaupt zu streichen ging. Die Reinemachefrauen schrubbten und scheuerten die Lohnhalle und Treppen. Kaputte Fenster und Glühbirnen wurden ausgewechselt. Den alten einbeinigen Stelzer hatten sie aus der Pförtnerlage genommen und einen strammen Kerl reingesetzt, der in seiner Uniform etwas hermachte. Unten in der Grube ging das Theater weiter. Da wurde gekehrt und gewienert. Blanke, saubere Personenwagen standen da, keine verdreckten Kohlenwagen. Die Schachtkörbe waren sauberer als mancher Kaufhausfahrstuhl. Überall im Revier war der große Saubermann sichtbar. Während die Kumpels alarmiert und mißtrauisch wurden, weil man so plötzlich uralte Mißstände beseitigte, zeigte die Mittelschicht bis hin zum Betriebsführer eine fast panikartige Geschäftigkeit. Ein unsichtbarer Druck von oben war offensichtlich. Besuch war angemeldet, hoher Besuch. Kohlebeauftragter aus Bonn, Ministeriale dabei, Herren von irgendwelchen Vorständen. Die Zeche sollte verschachert werden. Gerüchte machten die Runde. Keiner wußte etwas genaues. Lästterer erzählten, man hätte drüben im Verwaltungsgebäude, im Beamtenlo, der inzwischen wie ein Wasserkopf angewachsen war, ja, dort hätte man sogar die Goldfische gewaschen und die Gummibäume gewienert. In der Mannschaftskaue versuchte man den Mief, der von den durchschwitzten Klamotten kam, mit großen Ventilatoren wegzuzaubern. Um bei den Kauen zu bleiben, hier gab es sichtliche Standesunterschiede. In der Mannschaftskaue z.B. war das Rauchen verboten, auch

das Biertrinken. In der Steigerkaue dagegen gab es Bier, und es wurde geraucht. In der Fahrsteigerkaue wurde schon von Kauenwärtern gebuckelt und in einer Wanne gebadet. In den Betriebsführerkauen bestand ein richtiger Service. Mit einem, über die Badewanne gelegten Tablett konnte in der Wanne getrunken und gegessen werden. Die Direktionskauen aber besaßen Hotelstandard. Da gab es neben harten Sachen alles, was es ebenso gibt: Fußpflege und Maniküre, Frisör eingeschlossen. Zurück zu den Besuchen. Ich erlebte oft, wie sie im Pulk anmarschiert kamen, schon lange durch das Warnsystem angekündigt. Ganze Rudel in schneeweißen Overalls, die uns dann wie Zootiere betrachteten, während wir die illustren Gäste oft mit nicht eingeplanten Bemerkungen schockten. Waren Damen gemeldet, mußten wir unsere Blößen verdecken, denn ein nackter Kumpel hätte sie erschrecken können. Allerdings durchbrachen manche Kumpel diese Vorschrift.

Einmal als wieder so ein Geleitzug durch die Strebe zog, verwickelte der Ede den letzten in eine Unterhaltung. Der Weiße hörte ihm aufmerksam zu, störte sich kaum an der Nacktheit von Ede, blieb aber wortkarg. Der Lichtkegel strich über

Edes männliche Reize, die staub- und schweißverschmiert, unübersehbar waren. Der Weiße schien äußerst interessiert an Edes Ausführungen. Erst als ein anderer Weißer zurückkam und meinte, die gnädige Frau solle doch nun kommen, erfuhr Ede, daß er mit der Gattin eines Vorstandsmitgliedes gesprochen hatte. Oben angekommen, betonten die Besucher jedesmal, daß sie nun genau wüßten, wie schwer die Bergmannsarbeit sei. Gleichzeitig gaben sie dann bekannt, sie würden sich immer für die Bergleute einsetzen.

Mein Kumpel kommentierte:

»Mensch, dat iss doch alles Mist, weißte, die gucken bei uns doch ins gute Zimmer, ins Kackhaus führt die kein Mensch.«

Als wir eines Tages von der Arbeit in die Strecke kamen, teilte uns der Nasenbär mit, wir sollten nicht weiter gehen, der Personenzug würde heute ausnahmsweise bis hierherfahren. Wir wunderten uns zwar, aber wenn es der Obersteiger sagte, uns sollte es recht sein. Wir nannten ihn Nasenbär, weil er einen gewaltigen Zinken im Gesicht hatte. Später am Schacht erfuhren wir, daß Parlamentarier aus England und Bundestagsabgeordnete in der Grube waren, man wollte vermeiden, daß sie mit uns zusammentrafen, weil die Stimmung wegen der Mausehelei mit der Kohle gerade nicht rosig war.

Eine Mangersche Idealfigur vom Kumpel Anton, der gehorsam, brav und doof mit einer verbeulten Kaffeepulle vom Taubenschlag zum Pütt und zurück pendelt, die hätte man den Besuchern gern präsentiert.

Ich denke an den zackigen Betriebsführer, der vor jeder Schicht mit seinen Steigern eine Art Lagebesprechung machte. Immer wieder wies er dabei auf seine erfolgreiche Tätigkeit als Nachschuboffizier im zweiten Weltkrieg hin, er hätte uns am liebsten als zackige Soldaten gesehen. Den Gefallen taten wir ihm nicht, ganz im Gegenteil. Erst schimpfte dieser »Zackige« auf die Gewerkschaften und den Betriebsrat, als er aber merkte, daß es kriselte und sich verschiedene Machtbereiche beträchtlich verschoben, wechselte er sein Hemd und wäre am liebsten in einen Gewerkschafterarsch gekrochen. So ver-schloß er auf beiden Seiten und landete auf dem Bauch in einer bedeutungslosen Stellung. Er hatte es nicht leiden können, wenn seine Untergebenen oft krumm und schief vor ihm standen, weil er vergaß, daß sie meistens von der Maloche so geformt worden waren. Als er später mit seinem Kreuz erhebliche Schwierigkeiten bekam und selbst wie ein überladener Weihnachtsmann herum-lief, hatte kaum einer, der ihn kannte, Mitleid mit ihm.



Gerade in dieser unsicheren Krisenzeit gab es viele Seiltänzer, zu deren Balancierstangen plötzlich die Gewerkschaften und die Betriebsräte zählten. Wenn vorher der Steiger ein fast absoluter Herrscher über seine Kumpels war, so sank seine Macht mit der plötzlich einsetzenden Akademikerflut rapide, und wenn er mit den Gewerkschaften oder den Betriebsräten nicht zu oft kollidieren wollte, mußte er umdenken.

Im ganzen Ruhrgebiet kämpften die Zechen ums Überleben. Die Kumpels zogen mit schwarzen Fahnen durch die Straßen, viele Leute schlossen sich an und protestierten gegen das große Zechensterben. Es gab Massenentlassungen und große Härten, besonders für die älteren Kollegen.

Aber ohne die Montanmitbestimmung wäre es noch schlimmer gekommen. Wenn auch viel Unzufriedenheit und Mißtrauen blieb, so konnte wenigstens das Schlimmste abgewendet werden. Trotzdem, den Buckel haben die Kumpels hinhalten müssen.

## Uns wird nichts geschenkt

In meinem Leben hatte und hat meine Mitgliedschaft in der IG-Bergbau eine große Bedeutung.

Ich weiß, daß kein erzielter Fortschritt ohne die Gewerkschaften möglich war. Freiwillig haben die Bosse noch nie etwas rausgerückt, auch die kleinste Verbesserung mußte immer erkämpft werden.

Als die Arbeiterorganisationen 1933 von den Nazis zerschlagen wurden, war ich vierzehn Jahre alt. Die Folgen mußte ich mittragen.

Als ich auf dem Pütt anfang, waren fast alle Kumpels in der Gewerkschaft organisiert. Meine Erfahrungen, die ich von Kindheit an sammelte, haben mir eindringlich bewiesen, wie notwendig eine starke Organisation ist. Keiner soll glauben, es gäbe schon Gerechtigkeit, keiner soll denken, es gäbe nichts mehr zu tun. Der Kampf innerhalb der Arbeitswelt ist nicht zu Ende, solange immer noch mit zweierlei Maß gemessen wird.

Gerade im Bergbau mußte manchmal um Verbesserungen gekämpft werden, die Außenstehenden vielleicht unwichtig erscheinen mögen. Zum Beispiel schafften wir erst nach langen, zähen Verhandlungen, daß die Bergarbeiterfrauen nicht mehr die Arbeitsklamotten waschen und flicken mußten. Jetzt hängt kein zerwaschenes Grubenzeug mehr auf den Wäscheleinen, und die Kumpels brauchen am Wochenende ihre verdreckten, zerrissenen, nach Schweiß stinkenden Sachen nicht mehr ihren Frauen nach Hause bringen.

Heute muß die Arbeitskleidung von der Zeche gestellt werden, gewaschen und geflickt. Eine Selbstverständlichkeit? Klar, aber sie ist uns nicht in den Schoß gefallen.

Eine Zeit lang hatte ich die Klamottenausgabe unter mir, und ich denke ganz gerne an die Zeit zurück, weil ich

dort auf eigene Faust einige Ungerechtigkeiten ausbügeln konnte.

Zum Beispiel waren Socken nur für die oberen Dienstgrade bestimmt. Die unteren Chargen mußten sich irgendwie anders helfen. Es gelang mir, den Verbrauch an Socken für bestimmte Leute bis zum Betriebsführer einzuschränken und sie dafür den Malochern, die ja oft nasse Arbeitsplätze hatten, zukommen zu lassen. Ich muß sagen, ich machte einen richtigen Sport daraus. Nicht ohne Risiko, denn wenn Bergbauoffiziere alte Socken anziehen müssen, werden sie sauer.

Sauer soll lustig machen, aber das stimmt nicht. Sie wurden nicht lustig, ganz im Gegenteil.

Durch die Kontakte mit den vielen Kumpels kam ich eines Tages auf die verrückte Idee, mich als Betriebsratskandidat aufstellen zu lassen. Das Ergebnis haute mich fast um. Im ersten Anlauf bekam ich wirklich genug Stimmen.

Ich arbeitete in verschiedenen Ausschüssen und konnte bald feststellen, wieviele Aufgaben und Probleme in so einem Betriebsratszimmer auftauchten. Es ist eine wichtige Sache auf einer Zeche, eine Drehscheibe für die Belegschaft.

Nicht immer konnten wir befriedigende Lösungen finden. Für uns war es nicht so einfach, unsere Rechte durchzusetzen. Es wurde manchmal mit harten Bandagen gekämpft. Natürlich sind wir auch schon mal in den Schlamm gefallen. Die Führungsschicht der Zeche habe ich dabei ziemlich genau kennengelernt. Mir macht man so leicht nichts mehr vor. Heute kann ich sagen, Betriebsräte müssen aufpassen wie die Luchse, vor allem müssen sie sich voll einsetzen und rühren.

Die Kumpels haben ein feines Gespür für Sesselkleber und Sprücheklopfer.

## Wo ich wohne

Mein Spaziergang  
führte mich in eine  
mir fremde Stadt.  
Bungalows im Grünen,  
abgeschirmt gegen die  
Masse Mensch.  
Sackstraßen – Privatwege  
ohne Durchgangsverkehr –  
Rasenflächen – Parks  
Eine Gesellschaft bricht auf,  
»Gnädige Frau«,  
Handküsse  
neben blitzendem Schmuck.  
Schwere Traumwagen,  
zementierter Wohlstand.  
Wo ich wohne  
gibt es keine Handküsse,  
keine Privatwege,  
keinen blitzenden Schmuck,  
keine Abschirmung,  
keinen zementierten  
Wohlstand,  
auch keine gnädigen Frauen.  
Wo ich wohne  
gibt es richtige Frauen,  
Kinderwagen – Mietwohnungen –  
Sorge um das Morgen –  
Überschaubare Gehälter und Löhne.  
Wo ich wohne  
ist das wirkliche Leben.

(1964)

## Die Bergmannsfrau

Butterbrote. Kaffeepulle.  
Tag für Tag.  
Jahr für Jahr.  
Grubenklamotten sauber,  
Mittagessen,  
später Feierabend,  
ein dicker Katalog  
voll Arbeit.  
Keine Medaille,  
keine goldene Uhr.  
Sag deinem Direktor:  
Ohne Bergmannsfrauen  
keine Kumpel,  
auch kein Direktor.  
Denn in unserem Falle  
betrifft es alle.

(1966)

## Am Taubenschlag

Kommt ihr Flieger,  
flattert in den Schlag.  
Bringt mir einen Preis,  
dafür füttere ich euch,  
auch wenn ihr im Winter  
nur freßt und gurrt.  
Wer bei mir gut fliegt  
und wiederkommt,  
landet nicht im Reis  
ohne Kopf  
Er segelt heran  
der Taubenschwarm,  
dem Wartenden wird es warm,  
beglückt springt er in den Schlag,  
mein Gott,  
ein richtiger Taubenkaspertag  
Und ein Preis,  
der Name in der Taubenzeitung,  
was für ein Glück,  
ein Taubenmensch zu sein.

(1971)

## Die Starrer

Sie starren  
und starren  
am Wochenend  
in den Himmel.  
Und kommt der Renner,  
dann sausen sie weg,  
nach oben in den Schlag.  
Zeit ist kostbar,  
die Uhr tickt.  
Oh, Götter der Lüfte,  
Preisemacher,  
gescheckte Vögel,  
wegen euch  
sehen Männer  
in den Himmel  
und nicht auf die Erde,  
denn von oben  
kommt ihr Glück  
mit einem Flügelschlag  
in den Schlag.

(1962)

## Ich sprach mit Ede

Wenn jemand denkt,  
Tauben seien eben Vögel,  
dann muß er mit Ede sprechen.  
Tauben sind Gesprächspartner,  
Hoffnungserhalter,  
Glücksbringer,  
fliegende Freunde,  
zart empfindende Lebewesen  
mit Namen.  
Die muß man streicheln,  
trösten, erfreuen  
und gut füttern.  
Ede und die Tauben  
sind eine Gemeinschaft.  
Ihre gegenseitige Liebe  
besteht aus  
fortschicken und wiederkommen.  
Wer Tauben in Reis will,  
sollte es vermeiden  
mit Ede zu sprechen.  
Ede hat nämlich einen  
Taubenhof.

(1975)



## So war meine Mutter

Der Mittwochabend gehörte ihr, dann zog sie ihr gutes Samtkleid an, steckte in ihre einzige Handtasche das Kirchengesangbuch und ging zu ihrer Frauengruppe, die unser Pfarrer leitete. Oft jagte sie sich vorher ab, der Haushalt, Abendbrot, Wäsche und was es alles so gab. Hinter ihr lagen noch neun Stunden schwere Fabrikarbeit in einem heißen Websaal. Sie hatte rauhe Hände, die mich aber zärtlich streicheln konnten. Wenn sie in der Frauengruppe gewesen war, bekam ich am anderen Tag ein Stück Torte oder Kuchen, es wäre übrig gewesen, sagte sie immer. An einem Sommerabend, meine Mutter war wieder bei der Frauengruppe, lief ich auf den Kirchplatz, dort war der Treffpunkt der Frauen. Mein Vater hatte nichts dagegen, daß ich ging, er spielte im Hof Karten. Dann stand ich vor den großen Fenstern, die Büsche verbargen mich. Da sah ich sie sitzen, die Frauen, an einem Tisch ganz hinten entdeckte ich meine Mutter. Als sie sangen, war es mir, als hörte ich die Stimme meiner Mutter. Richtig vornehm sah sie aus, ich fand sie sehr schön. Andächtig saß sie da, hörte dann zu, wie der Pfarrer etwas erzählte. Sie tranken dann Kaffee und aßen dazu Kuchen. Also von diesen Stücken war immer eines übrig für mich, dachte ich, und ich schmeckte ihn schon im voraus. Dann sah ich, wie meine Mutter ihr Stückchen Kuchen vom Teller nahm, es sorgfältig in ein Stück Papier einwickelte und in ihre Handtasche steckte. Die anderen Frauen nahmen keine Notiz davon, wahrscheinlich hatten sie sich daran gewöhnt, ich weiß es bis heute noch nicht genau. In mir verursachte meine Beobachtung ein elendes Gefühl, hatte ich doch schon viele Kuchen und Tortenstücke gegessen, die nicht übrig blieben, sondern auf die meine Mutter verzichtete. Bestimmt hätte sie gern den Kuchen gegessen, aber sie dachte an mich. Ich rannte heim und konnte mich nicht

auf den morgigen Tag freuen, nein, ich würde nie mehr von ihr den Kuchen annehmen. Sicher waren wir nicht reich, und alles war knapp, aber ich merkte davon wenig, und jetzt ...

Was würde ich ihr sagen, wenn sie mir morgen den Kuchen gab. Eigentlich belog sie mich, aber gleichzeitig tat sie es aus Liebe zu mir. Ich durfte sie nicht traurig machen, nein, sie wollte mir eine Freude machen. Ich aß weiter den Kuchen, er schmeckte mir nicht mehr so, aber so war eben meine Mutter.

*Ps. 75 Kap. 77 Vers 4*

*Denke ich an Gott, so muß ich seufzen, grüble ich nach, so verzagt mein Geist.*

## Aber wer weiß das schon

Jetzt sitzen sie mit Helmut an einem Tisch in dem einfachen Besuchszimmer mit den vergitterten Fenstern. Mühsam versucht er seine zitternden Hände zu verstecken, oder etwas mit ihnen festzuhalten, die Entzugerscheinungen sind unübersehbar, er sieht sehr schlecht aus. Sie sind beide erschrocken über das Aussehen ihres Sohnes. Illusionen haben sie keine, aber daß es so schlimm sein würde, hatten sie nicht gedacht.

Kaputte Ehe, Alkoholiker, verlorene Stellung, jetzt sitzt er vor ihnen. Sie packt die Tasche aus, lauter Kleinigkeiten die er braucht, als er eingeliefert wurde, hatte er nichts mit. Die letzten Monate waren ganz schlimm gewesen, noch viel schlimmer als die vergangenen Jahre.

Sie quälen sich in einer schleppenden, anstrengenden Unterhaltung. Die drängenden Probleme müssen sie heute weglassen, sie machen ihm keine Vorwürfe. Stellung verloren, erdrückende Schulden, zu erwartender Scheidungsprozeß, Unterhaltszahlungen und was alles so daranhängt.

Er versucht es nicht, seine Situation zu entschuldigen, Tee hat er geholt, gelingt es ihm jetzt nicht, ihn in die Tassen zu gießen, seine Mutter nimmt es ihm ab, sie übersieht sein Zittern. Drüben am anderen Tisch hat ein Ehepaar Platz genommen, die Frau sieht verhärtet und blaß aus, sie halten sich an den Händen und schweigen sich an, wechseln dann leise einige Worte.

»Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll – die Kinder und ...«

»Wenn ich erst hier heraus bin, dann ...« er sagt es und in den Augen der Frau bleibt die Hoffnungslosigkeit.

»Macht euch nicht zuviel Sorgen, ich schaffe es schon«, sagt der Junge, es wird schwer sein, für ihn aber auch für uns, sie denken es beide, die meisten schaffen es nicht. Dann sind sie wieder draußen, hinter dem Gitterfenster gehend winkt er ihnen nach.

»Unseren Lebensabend habe ich mir anders vorgestellt«,  
sagt er.

»Auch wenn er es nicht schafft, er ist unser Sohn, er  
braucht uns«, meint sie. Sie spürte seinen Händedruck.  
Sie gehen durch den Park zum Bahnhof, sie könnten  
Spaziergänger sein, die den herrlichen Herbsttag genie-  
ßen, wenn nicht ... Aber wer weiß das schon.

*Ps. 33 Kap. 34 Vers 19*

*Nahe ist der Herr den gedrückten Herzen, hilft allen die  
zerknirschten Geistes sind.*

## Der Container

In der langen Reihe der Mietshäuser gibt es öfter Umzüge. Die Leute sehen flüchtig hin, was im nächsten Haus ist, interessiert sie kaum. Heute haben sie einen Container hingestellt. . .

Männer in Arbeitsanzügen schleppen aus dem Haus Nummer 21 Sachen, werfen sie in den Container, sortieren vorher Möbel aus.

Nur für einige Kinder ist die Sache interessant, sie umlagern den Container, bestaunen die Sachen.

Eine Frau bringt in einem Käfig den Kanarienvogel, der aufgeregt hin und her flattert.

»Sei ruhig, Hansi, bei mir hast du es auch gut«, sagte sie leise, so mehr zu sich selbst. Die Stadtverwaltung räumt die Wohnung der Frau Marek. Ein Mann notiert die einzelnen Möbelstücke, Ordnung muß sein.

Sie hat niemanden mehr, sie lebte unauffällig, genauso wie sie im Krankenhaus gestorben ist. Der Kanarienvogel war drei Tage ohne Futter, aber er hat überlebt.

Keine Todesanzeige in der Zeitung, erst später in den schmalen Spalten der Standesamtsnachrichten wird ihr Name stehen.

In einem Umschlag war das Geld für ihre Beerdigung, sie ist zeitlebens niemand etwas schuldig geblieben.

Der Hausmeister entfernt ihr Namensschild am Briefkasten, bald steht ein anderer Name daran.

Ein Lastwagen der Stadt holt die wenigen Möbel ab.

»Ach es ist sicher die Frau, wissen Sie, die immer aus dem Fenster sah«, meint ein Mann.

Der Briefträger nickt. »Sie bekam kaum Post, nur ab und zu ein Katalog oder so was.«

Ein Container steht da, Kinder springen um ihn herum.

Der Hausmeister denkt, sie war eine nette Frau, mit ihr gab es keinen Ärger. Sie war nett, aber niemand sagte es ihr, als sie noch lebte.

*Ps. 16 Kap. 17 Vers 2*  
*Von dir ergehe das Urteil über mich; deine Augen sehen,*  
*was recht ist.*

## Sie machten Schlagzeilen

Die Boulevardpresse hatte sich ihrer angenommen, Interviews, mit Fotos, alles ging so schnell und perfekt, daß sie überhaupt nicht dazu kamen, dagegen zu protestieren, im Blitzlichtgewitter waren sie zeitweilig getrennt. Dann lasen sie die Schlagzeilen, erschrakten vor sich selbst.

»Sensationelle Flucht eines Ehepaares in den Westen.« So schnell sie von ihrer bisherigen Unbekanntheit in die breite Öffentlichkeit gezerrt worden waren, so schnell verschwanden sie wieder. Die grellen Blitzlichter waren weg, aus der Helligkeit fielen sie in die Dunkelheit, die Grotes. Er durfte drüben nicht mehr schreiben, hier könnte er, aber jetzt hat er nicht mehr die Kraft. Er war drüben schon krank, verzehrte sich in der Unfreiheit. Hier machten sie Schlagzeilen, mehr nicht. Niemand interessiert sich ernstlich für sie.

Seine Frau verkauft in einem großen Warenhaus Textilien. Sie lächelt und ist freundlich, sie muß es sein, wer kauft einer traurig blickenden Frau schon etwas ab, außerdem erwarten es der Personalchef und der Abteilungsleiter. Das Angebot an Verkäuferinnen ist groß, und in dem Alter hat eigentlich die Frau Grote noch Glück, sie weiß es.

Sie steht mitten in einem Überangebot, denkt dabei an drüben. Viele Leute wollen nicht daran erinnert werden, daß es noch Menschen gibt, denen es nicht so gut geht, die Hunger haben, nicht nur Hunger nach Nahrung, nein auch anderen.

Drüben am Zeitungsstand sieht sie die neuen Schlagzeilen, manche halten sich etwas länger, andere sind Eintagsfliegen. Sie hört einen Zeitungskäufer sagen: »Immer diese Schlagzeilen, wenn man dahinter sieht, ist meistens nichts.«

Eine Käuferin sah Frau Grote einmal auffällig lange an, sagte dann lächelnd: »Also wenn Sie hier nicht als Verkäuferin wären, könnte ich fast denken, ich hätte Ihr Gesicht schon einmal in der Zeitung gesehen.« Frau Grote überhörte diese Worte, sie weiß, Schlagzeilen gehen vor Schicksalen und Hilfe, sie benutzen den Menschen nur, eben als Schlagzeilen.

*Jesus Sir. 11. Kap. 12 Vers 17  
Triffst dich ein Unglück, findet er sich ein;  
zum Schein als Helfer spürt er deiner Ferse nach.*



## Die Vorlesung

Ein netter Mann, dieser Dichter, freundlich begrüßt er  
seine Zuhörer.

Dann beginnt er zu lesen.

Er liest und liest.

Er liest immer noch.

Langsam wird das Zuhören anstrengend.

Ein Schmetterling hat sich verirrt, wie er in den Raum  
gekommen ist weiß niemand.

Er flattert um die Lampe.

Die Zuhörer sehen nach oben.

Oben flattert der Falter und unten liest der Dichter.

Geflatter und Gelese.

Dann endlich stellt sich der Dichter einer Diskussion.

»Wenn Sie fragen wollen, meine Damen und Herren, bitte.«

Sagt eine ältere Dame:

»Wenn wir einen Augenblick das Licht ausmachen  
könnten, ich meine, er könnte wieder hinausflattern, der  
arme Kerl.«

Der Dichter sieht auf die Dame.

»Ach, Sie haben mein Buch schon gelesen.«

Dann folgt eine längere Buchbesprechung.

Der Falter flattert nicht mehr, hat sich am Lampenhaken  
festgekrallt.

Dann gehen sie alle.

Die ältere Dame bleibt zurück und sagt zu dem Haus-  
meister: »Vielleicht können Sie die Fenster offen lassen,  
ich meine ...« Der Hausmeister nickt und lächelt.

»Ach so, wegen dem Schmetterling, ja, ja.«

Die Dame lächelt und sagt:

»Wissen Sie, ich denke halt, na ja, ich könnte dieser Fal-  
ter sein, wenn wir Menschen die Möglichkeit haben –  
ich meine – etwas Gutes zu tun, sollten wir sie nutzen,  
und wenn es nur ein Schmetterling ist.«

Aber die anderen, sie sagten nichts, denkt der Hausmeister.

*Ps. 102 Kap. 104 Vers 28  
Möge ihm meine Betrachtung gefallen!  
Ich selbst finde meine Freude im Herrn.*

## Jugendliche hinter dem Holztisch

Sie haben ihren Stand aufgebaut, so etwas am Rande des großen Rummelplatzes.

Ein Laden der Dritten Welt mit selbstgemalten Plakaten. Nur Jugendliche stehen hinter dem Holztisch.

Keine grellen Lampen, keine Verstärkeranlage, kein brüllender Lautsprecher und keine Schlagerangebote.

Die Menschen strömen zum Festplatz, dessen Getöse bis weit in die Stadt zu hören ist.

Manfred sieht die alte Frau, die jetzt langsam zu dem Stand kommt, ja, es sind vorwiegend ältere Leute die hier etwas kaufen, und von denen sind es wieder meistens Frauen.

Vorhin waren einige Leute bei ihm, sie besahen sich alles, nahmen schon mal etwas in die Hände, legten es wieder hin.

»Zu teuer, viel zu teuer, und dann überhaupt ...«

Manfred ist nicht allein, sonst würde er es vielleicht aufgeben, hier zu stehen, da hilft es schon, wenn die anderen bei ihm sind.

»Ach junger Mann, würden sie bitte ...«

Und die ältere Frau kauft, fragt zwar nach dem Preis, aber sie kauft. Also reich ist sie nicht, denkt Manfred.

Und junges Ehepaar kommt dazu.

»Sie müssen Bratwürste oder Fischbrötchen verkaufen, dann geht der Laden, aber das Zeug – na ja, mag schön sein, aber was nützt es einem, der Appetit auf etwas Leckereres hat.« Sagt der Mann.

Manfred will eben antworten, er will sagen, daß ...

Aber das ist unnötig, die alte Frau sagt: »Na ja, es gibt noch viele Menschen, die Hunger haben, sie wollen keine leckeren Sachen, verstehen Sie, denen genügt eine Handvoll Reis oder ein Stück Brot. Nein, nein, wer sich satt ißt, und dabei glaubt, er tut Gutes, der irrt sich, der denkt nämlich mehr an sich, als an die anderen.«

Die junge Frau sieht auf ihren Mann und sagt: »Sie hat recht, wie kann man nur so reden.« Dann kauft sie verschiedene Sachen. Sie bezahlt. Manfred sagt: »Danke.« Er sieht dabei auf die alte Frau.

*Jesus Sir. 6 Kap. 7 Vers 19*  
*Verachte nimmer eine kluge Frau, denn edler Anmut Wert geht über alle Perlen!*

## Während ich schreibe

Während ich nun schreibe, lese, schlafe, esse und eben lebe, warten, erfrieren, weinen, verhungern, verdursten Menschen. Kann ich in dieser Zeit überhaupt noch schreiben?

Kinder werden geschlagen, gequält. Menschen so wie ich werden gefoltert, ermordet, in Kerker geworfen.

Wie kann ich in dieser Zeit Gedanken fassen und sie zu Papier bringen?

Ich weiß davon, viele Menschen wissen davon, weil wir es in die Wohnzimmer in Farbe bekommen, wir können es sogar festhalten und später abspielen lassen in unzähligen Wiederholungen.

Wenn ich daran denke, daß in diesem Moment ein einziges Kind verhungert, nur ein einziges, möchte ich ...

Ja, was möchte ich? Was tue ich?

Es ist schwer als Mitwisser zu leben und zu schreiben.

Kinder sind wie Saatgut, sie sind Geschenke Gottes, und wie gehen wir damit um.

Während ich schreibe vergnügen sich Millionen Menschen, essen sich satt, werfen aus dem Überfluß heraus Nahrungsmittel weg, einfach weg.

Ja, ich schreibe und Millionen Menschen können nicht lesen und schreiben, weil sie es nicht gelernt haben.

Und ich schreibe weiter, weil alles weitergeht.

Ich schreibe, während Menschen sich für andere aufopfern, oft sogar sterben.

Es ist sehr schwer, zu schreiben und um solche Dinge zu wissen. Wer ist heute noch unwissend?

Vieles ist weit weg, die Kriege und die Zerstörung.

Und morgen kann uns die Welle erfassen, dann ertrinken wir. Der Gedanke an die unmenschliche Menschlichkeit erschreckt mich, weil ich auch ein Mitwisser bin.

Ich schrieb und schreibe, während wir den Mond er-  
obern und die Menschen auf der Erde verlieren, wenn  
wir nicht ...

*Spr. 23 Kap. 24 Vers 2*  
*Denn Gewalttat plant ihr Herz, ihre Lippen reden Unheil.*

## Morgenlektüre

Die Schlagzeilen befassen sich mit der sogenannten großen Politik, auch der Leitartikel. Menschen sind noch und schon wieder im Weltall. Ich blättere weilet und komme zu den kleinen Meldungen.

Salt Lake City: Erstmals ein Kunstherz eingepflanzt.

Duisburg: Frau erschlagen und dann Feuer gelegt.

Bonn: Grünes Licht für Brutreaktor in Kalkar.

Langenfeld: Frau erschlug ihren Ehemann.

Bonn: »Schlankmacher« (Stärkeblocker) zurückgezogen.

Hamm: Eifersucht: Zwanzigjähriger wollte sich verbrennen.

München: Tagelang zusammen mit Leiche gelebt.

Emmerich: Heroinschmuggler vom Zoll gefaßt.

Köln: Sexualmord an Sechsjährigem.

Düsseldorf: Geburtstagsmord aufgeklärt.

Warendorf: Pfadfinder entrümpeln Stadtwald.

Dann komme ich zum Sportteil. Ein Fußballverein kauft für eine Million einen neuen Mittelstürmer.

Schwere Abwehrschlacht im Olympiastadion.

32 Tote bei Fußballspiel in Mexiko.

Wohnungsmarkt und Immobilien, Automarkt und Reisezeit überfliege ich, bei den Todesanzeigen finde ich keinen Bekannten. Wettervorhersage: Kalt und unfreundlich.

Der Postbote rappelt an der Tür. Reklamesendungen, ein Sonderangebot eines Großmarktes, Manuskriptrücksendung, dann ein Brief von drüben. Sie haben das Paket erhalten, große Freude. Sie bedanken sich wie immer, trotzdem wir es ihnen geschrieben haben, wir tun es gern, weil sie umgekehrt nicht anders handeln würden.

Ich lege die Zeitung zu den alten, denn die Ausgabe von gestern ist schon alt, sie haben ein kurzes Leben die Zeitungen. Ich erinnere mich, gestern stand darin, daß ein

Flüchtlingsboot gekentert ist, dreißig Kinder und Erwachsene sind ertrunken, irgendwo sind die Festspiele eröffnet worden, und ein Fluchtversuch an der Zonengrenze ist im Kugelhagel gescheitert, im Lotto gab es wieder über eine Million. Und morgen kommt eine neue Zeitung, wenn nichts dazwischen kommt.

*Job (Hiob) 34 Kap. 35 Vers 9  
Wohl schreit man ob der Gewalttaten Menge, jammert man  
unter der Faust der Großen.*



## Der Pakistani

Seine ganze Familie hat das Geld aufgebracht, ihre ganzen Ersparnisse sind draufgegangen um ihm die weite Reise in das Wunderland zu ermöglichen Da wollten die Agenten Geld haben, dann die Flugkarte. In Deutschland bekäme er sofort Arbeit, sie hätten dort ihre Leute, er solle sich an sie wenden.

Sie gaben ihm einen Zettel mit, den er sorgfältig aufbewahrte. Er wird ihnen Geld schicken, seinen Eltern und Geschwistern. Einige Jahre wird es dauern, dann käme er als reicher Mann wieder, er würde Tag und Nacht arbeiten.

Die Agenten hatten Bilder gezeigt, Pakistaner mit Autos, alles in Deutschland angeschafft, so würde er es auch schon schaffen. Und jetzt steht ein Pakistani an einer Straßenecke in der großen Stadt in Deutschland.

Niemand hat ihn erwartet, als der Landsmann, den er fragte, den Zettel sah, den sie ihm mitgegeben hatten, winkte er ab, das sei ihm auch so gegangen, die Agenten seien Betrüger. Er schläft in einem Notaufnahmelager, verhungern wird er nicht, aber wahrscheinlich wird er wieder in seine Heimat abgeschoben, es kann noch lange dauern.

Er geht durch die Stadt und sieht in die vollen Schaufenster, bestaunt die gutgekleideten Menschen, trifft auch tatsächlich Landsleute, denen es gut geht, trifft aber noch mehr, denen es so geht wie ihm.

Einer hat ihm angeboten, für ihn zu arbeiten, schöne leichte Arbeit, bestimmte Päckchen transportieren, keine Fragen dabei stellen und wenn er fleißig ist, kann er viel Geld dabei verdienen. Wenn er von der Polizei dabei erwischt wird, muß er schweigen, wenn er redet, dann ... die Drohung ist unmißverständlich. Er ahnt, was er transportieren soll. Er lehnt ab. Nein, er will richtige Ar-

beit, will Geld verdienen und seinen Angehörigen helfen, zuerst seine Schulden bezahlen.  
Sie werden warten, warten auf Geld und vielleicht denken, er sei ein Betrüger. Ein Pakistani steht am Bahnhof, er will arbeiten, er will Geld verdienen um es heim zu schicken, aber er hat keine Aussicht auf Arbeit. Vielleicht wird er eines Tages mit Päckchen unterwegs sein, die Versuchung ist groß.

*Ps. 75 Kap. 77 Vers 7  
Ist seine Huld für immer zu Ende,  
ist sein Wort verstummt für alle Geschlechter?*

## Tatta

Ganz vorn am Hausanfang befand sich ein erhöhter Erker, darin wohnte, lebte und arbeitete ein richtiger Russe, der allerdings unsere Kinderträume von wilden Kosaken oder finsternen Großfürsten zerstörte, denn Wlassow war ein unscheinbares dürres kleines Männel. Im Schneidersitz hockte er auf dem Fensterbrett und übersah von diesem lebensgefährlichen Sitz die ganze Straße, gehörte selbst zum Straßenbild. Wir kannten ihn nur als »Tatta«. Wlassow war teuer, wo er teuer sein konnte, und billig, wo er billig sein konnte, oder mußte.

Manchmal hielten elegante Kutschen vor dem Haus und feine Leute ließen bei ihm schneiden, mag sein, weil er eben ein echter Russe war. Er konnte sich wie ein Weltmann benehmen, wenn es für seine Schneiderei erforderlich war. Manchmal sang er traurige Lieder von Stenka Rasin bis zu den Wolgaschleppern, dann meinten die Leute: »Tatta ist wieder daheim.«

Wenn er Lust hatte, erzählte er, während er schniederte, Geschichten, so vom Fensterbrett aus, da kam auch der Zar darin vor. Dank dieses Schneiders fand jede Kinderhose, wenn sie zerrissen war, den richtigen Flicker. Tatta nahm dafür kein Geld. Das nahm er von den feinen Leuten. Er selbst brauchte für sich nicht viel, allerdings war er dem Wodka nicht abgeneigt, aber betrunken habe ich ihn nie gesehen. Tatta war aus Rußland geflohen. Im Sommer konnte man es auf seiner Brust erkennen, das Brandmal, ein Kreuzzeichen. Sie hatten ein Kreuz glühend gemacht und es auf seine Brust gelegt, er sollte irgendetwas gestehen. Tatta war es zu verdanken, daß die Hochzeitspaare in unserer Straße immer sehr gut ausgestattet waren, sein Fundus war bekannt und für arme Leute erschwinglich.

Ein einfacher Mann blieb er auch noch, als er großen  
Zuspruch bekam und zwei Gesellen einstellen mußte.

*Jesus Sir. 26 Kap. 27 Vers 6*  
*Je nach der Sorte eines Baumes wird die Frucht; so auch das*  
*Urteil über jeden je nach dessen Art.*

## Heute kommt wieder so ein Dichter

Über eine Stunde habe ich noch Zeit bis zu meiner ersten Lesung vor älteren Leuten, dem Park gegenüber liegt das Altenzentrum. Ich werde aus meinem neuen Buch vorlesen, es wird schon klappen, denke ich, sitze auf der Bank und studiere die Lokalzeitung, rauche dabei eine Zigarre. Ein Kollege hat mir gesagt, es sei nicht einfach bei älteren Menschen zu lesen, ich sehe daher doch gespannt der Sache entgegen.

Zwei ältere Frauen nehmen neben mir auf der Bank Platz.

»Stört Sie mein Rauchen?« Ich frage, es könnte ja sein.

»Nein, nein, im Gegenteil, ich hatte es gern, wenn mein Mann eine Zigarre rauchte«, sagte eine Dame und die andere nickt. Nette Damen, denke ich und lese rauchend in der Zeitung.

»In einer halben Stunde können wir rübergehen, dann können wir wieder. . .« Die Dame im blauen Kleid unterbricht sie: »Nein, heute kommt doch wieder so ein Dichter, es steht auch in der Zeitung.«

»Sag bloß, da können wir ja nicht singen, der letzte Dichter hat immerzu gelesen und gelesen, kein Wort haben wir an dem Nachmittag miteinander sprechen können, wenn ich den Kaffee und den Kuchen nicht schon bezahlt hätte, würde ich lieber hier sitzen bleiben«, sagt die eine Dame.

»Ich hab nichts gegen Dichter, aber wenn er nicht aufhört zu lesen, dann . . .«

Sie sitzen neben mir, und mir schmeckt die Zigarre nicht mehr, auch die Zeitung interessiert mich nicht, ich verstecke mich hinter ihr. »Vielleicht haben wir Glück und er kommt nicht, kann ja sein.«

»Er müßte so Pausen machen, mit uns reden, und nicht an einem Strang lesen, dann könnten wir auch ein Lied singen.«

Belehrung im Park, ich erwäge ernstlich, diese Lesung ganz einfach zu schwänzen, eine Ausrede finde ich schon, ja, der Kollege hat vielleicht recht, ältere Leute sind schwierig.

Dann habe ich die Lesung hinter mir, die beiden Parkdamen haben mich nicht erkannt. Es war ein Erfolg, ich glaube, ein großer. Ich habe fast nichts aus meinem Buch vorgetragen, sondern erzählt. Pausen gemacht, sie haben gesungen, mir auch ihre Lebensgeschichten erzählt, ich soll wiederkommen. Eine Dame beleidigte mich nicht, als sie beim Abschied sagte: »Ach, wir dachten schon, heute käme ein richtiger Dichter, aber Sie sind ja zum Glück keiner.«

*Jesus Sir. 19 Kap. 20 Vers 5*

*Gar mancher schweigt und wird für klug gehalten, und manchen lehnt man ab trotz vielen Redens.*

## Wartende

Es ist ein modernes Rathaus, in der großen Vorhalle plätschert ein Springbrunnen, Fahrstühle, Klimaanlage, viel Glas und Beton, noch mehr Zimmertüren mit Nummern und Namen.

Auf langen Fluren verliert sich der einzelne Mensch.

Auf einem Gang herrscht reger Betrieb, hier sind die Büros des Sozialamtes. Ich habe mich verlaufen, eigentlich will ich zum Bauamt. Nein, hier gibt es keine Baugenehmigungen, hier gibt es Hilfe, Unterstützung, Rat, Auskünfte. Seltsam, weil ich weiß, daß hier Anträge gestellt, geprüft, genehmigt oder abgelehnt werden, daß hier Entscheidungen fallen, die ein Leben verändern können, kommen mir die Wartenden verändert vor.

Junge Leute sind dabei, ältere und solche im Mittelalter. Hoffnungen und Erwartungen, Enttäuschungen neben Freude sind unsichtbar auf dem langen Gang.

Es spricht kaum jemand, wenn ja, dann wird nur geflüstert. Ich sehe die junge Frau mit dem Kind aus einem Zimmer kommen. Ehe sie die Tür geschlossen hat, schiebt sich schnell ein Schwarzhaariger in das Büro, ein Ausländer.

Die junge Frau scheint geweint zu haben, sie kann es nicht verbergen, dazu hat sie vielleicht keine Kraft mehr. Der Sachbearbeiter muß drinnen schnell wechseln mit den Gesprächspartnern, ist es überhaupt möglich in wenigen Minuten solche Probleme zu lösen?

So ein Sozialamt ist nach meiner Meinung ein Spiegelbild unserer Zeit. Die Wartenden sind zahlreich, ich kann es mir kaum vorstellen, daß sie alle mit ihren Anliegen abgefertigt werden. Abgefertigt ist schon ein schreckliches Wort, jetzt gebrauche ich es selbst. Auf dem Bahnhof ist eine Güterabfertigung, dort kann abgefertigt werden ohne daß ein Mensch dabei beschädigt

wird. Hier kann es geschehen, alle diese Wartenden haben eine Würde und eine Seele. Die Würde kann vielleicht verletzt werden, und Seelen zerbrechen. Die langsam sich mühsam vorwärts bewegende alte Dame, die junge Frau mit dem Kind, dazwischen die hohe Wand zwischen Amt, Vorschrift und Mensch. Was bin ich mit meinem Bauantrag? Wenn er abgelehnt wird ist eine Sache abgelehnt, aber wenn hier über einen Antrag entschieden wird, betrifft es Menschen. Es ist ein modernes Rathaus mit einer Klimaanlage. Aber sowohl es behaglich warm ist, spüre ich auch die Kälte.

*Ps. 10 Kap. 13 Vers 2*

*Wie lange noch, Herr, willst du mich bedauernd vergessen?*

*Wie lange noch, dein Antlitz vor mir verbergen?*



## Wasenka aus Kattowitz

Sie hat die notwendigsten Lebensmittel eingekauft. Sie mußte schon während sie an den Regalen entlang fuhr, immer genau ausrechnen, damit das Geld noch reichte. Auf dem Sozialamt hatte ihr der Mann gesagt, es sei leider noch kein Bescheid wegen der Rente gekommen, ob sie etwa eine Benachrichtigung erhalten habe. Sie antwortete ihm in ihrem harten Deutsch, so einfach war es nicht. Nein, kein Bescheid. Noch nie in ihrem Leben hat Frau Wasenka mit Sozialämtern zu tun gehabt, immer hatte sie gearbeitet. Vierzig Jahre alt ist ihr Sohn und geht jetzt hier in eine Sprachschule, weil er nur polnisch sprechen kann. Vor einem halben Jahr sind sie aus Kattowitz nach hier gekommen, über vier Jahre mußten sie auf die Genehmigung für die Ausreise warten.

Mit der Arbeit klappte es bei ihrem Sohn auch nicht, hier gibt es genug Arbeitslose, und schon bei den Vorstellungen haperte es wegen seinen Sprachschwierigkeiten, für viele Leute war er ein Ausländer, was wußten sie schon von Oberschlesien oder Kattowitz, wo noch viele Deutsche leben.

Deutschland war anders, ganz anders als sie es sich vorgestellt haben. Das Geld vom Sozialamt reichte kaum, und es konnte noch lange dauern ehe es mit ihrer Rente klappte, und der Sohn hatte mit einer Arbeitsstelle gerechnet. Mitten im Betrieb unter den vielen Menschen packt sie es wieder, sie möchte weinen, weinen, weil sie nicht nur Heimweh hat, nein, weil sie fremd hier ist. Sie hat einmal gehört, wie ein Mann meinte: »Die fehlen uns noch, jetzt kommen sie aus Polen auch noch, nicht genug, daß wir die anderen Ausländer am Hals haben.« Dann kommt eine neue Sorge, ihr Sohn hat Schwierigkeiten in der Schule, es ist nicht einfach, mit vierzig Jahren noch in einer Schule zu lernen.

Wenn er zu trinken beginnt, ist es aus, die alte Frau weiß, wie anfällig er ist, weil er verzweifelt ist. Mit wem soll sie darüber sprechen? Frau Wasenka aus Kattowitz geht mitten unter vielen Leuten, sie schleppt nicht nur ihre Einkaufstasche, sondern ihre Sorgen. Wenn sie dann in ihrer kleinen Wohnung ist, wird sie ihrem Sohn Mut machen, obwohl sie dazu ihre ganze Kraft braucht.

*Ps. 33 Kap. 34 Vers 20*

*So zahlreich die Leiden des Gerechten auch sind, aus allen befreit ihn der Herr.*

## Die unechten Ringe

Als wir sie kauften, war um uns herum eine schlimme Zeit, der Krieg tobte nicht nur an den Fronten, nein, er war auch in der Heimat.

Der alte Uhrmacher, der so nebenbei auch eine Art Juwelier war, meinte: »Na ja, obwohl ich Ringe verkaufe, bin ich der Meinung, sie bleiben nur äußerliche Zeichen, und auf die Echtheit kommt es bei der Liebe an, ich wünsche Ihnen viel Glück.«

Nein, sie waren nicht echt, die Ringe. Bei der Arbeit in der Rüstungsfabrik mußte sie ihn abnehmen, Ringe waren verboten. Ich trug ihn den Krieg hindurch, er war ziemlich zerkratzt, als ich endlich heimkehrte, ein langer schrecklicher Weg lag hinter uns beiden. In der Ziegelei, wo ich anfang zu arbeiten, trug ich ihn, weil ich ihn nicht mehr abbekam, alle Versuche mit Seife und Zwirnsfaden scheiterten, aber meine Arbeit mit Lehm und Ziegeln erlaubte es ohne Gefahr einen Ring zu tragen. Er wurde mit der Zeit ganz dünn. Bei ihr war es anders, der Ring war noch gut erhalten.

Dann fing ich in der Grube als Bergman an. Hier durfte niemand während der Schicht einen Ring tragen, es war zu gefährlich. Wir lösten das Problem in mühseliger Arbeit, mit einer Beißzange. Blut floß dabei, nicht viel, aber der Ring war ab, allerdings war er nun entzwei.

Sie verwahrte ihn sorgsam, obwohl er eigentlich kaum noch einen Wert hatte, aber seine Kostbarkeit lag nicht im Metall.

Nun habe ich die Grubenjahre hinter mir, wir könnten uns echte Ringe kaufen, wir könnten aber den kaputten Ring wieder ganz machen lassen. Er ist sehr dünn, hat scharfe Kanten wie ein Messer. Ich trage keinen Ring, nur sie hat den ihren um. Er ist nun auch etwas dünner geworden, denn sie hat hart arbeiten müssen. Ihre Hände sind dabei rau und rissig geworden, das verbirgt

auch nicht die beste Hautcreme. Manchmal waren wir schon so weit, uns neue Ringe zu kaufen, aber sie sagt: »Ach weißt du, ich möchte nur diesen Ring besitzen, und du hast ja deinen auch noch, auch wenn du ihn nicht tragen kannst, es kommt doch auf ganz etwas anderes darauf an.«

*Ps.31 Kap. 33 Vers 15  
Er hat ja ihre Herzen insgesamt gebildet;  
er merkt auch alle ihre Taten.*

## Blasmusik

### Das Ende der schönen Galathee

Mein Vater hörte gern Blasmusik, so richtig mit Pauken und Trompeten.

Er meinte: »Märsche, mein Junge, haben mit Kriegen nichts zu tun, sie werden oft mißbraucht.«

Jeden Sonntag spielte auf dem Marktplatz die Stadtkapelle. Mein Vater und ich hatten Stammplätze. Wir saßen immer auf den Steinlöwen am Tor der großen Lagerhalle von der Holzhandlung.

Ich mußte immer für ihn ein Sitzkissen mitnehmen, wegen den »Hämorrhoiden«, wie er sagte.

Dieses schwierige Wort hatten wir noch nicht in der Schule gehabt, es mußte etwas mit dem Hintern zu tun haben.

Es war an einem Sommersonntag, viele Leute standen auf dem großen Marktplatz, andere flanieren herum, betrachteten sich dabei die Schaufenster, begrüßten sich gegenseitig, und einige Leute meinten, sie würden sich nur ihre Kleider zeigen.

Währenddessen probierten die Musiker ihre Instrumente aus, der Kapellmeister stand auf einem Podest, klopfte dann an seinen Notenständer, sah auf seine Musiker, hob schließlich den Taktstock, es ging los.

Ein flotter Marsch ertönte.

Jeder der Bläser, Trommler und Pauker hatte unter seinem Stuhl eine Bierflasche stehen, eine Spende des Brauereibesitzers. An der Rathaustrampe befand sich noch der Nachschub, einige Kisten Bier.

Bei dem Marsch zuckte der linke Beinstumpf meines Vaters im Takt mit.

Hinter dem Kapellmeister lag ein umgekehrter Zylinder. Es durfte gespendet werden.

Wenn jemand sich diesem Zylinder näherte, drehte sich der Kapellmeister um, verbeugte sich ganz kurz, hörte dabei aber nicht auf zu dirigieren.

Die Verbeugung war ganz verschieden, bei prominenten Spendern fiel sie ganz tief aus, so daß ich manchmal Angst hatte, der Dirigent könne von seinem Sockel fallen.

Mein Vater rauchte seine Sonntagszigarre, hockte auf dem Löwen wie auf einem Pferd im Damensattel, während ich rittlings saß, in Gedanken über den Marktplatz galoppierte.

Gar zu gern hätte ich mit meinem geladenen Zündplätzchenrevolver herumgeballert, aber da hätte ich größte Schwierigkeiten bekommen, denn zwei Stadtpolizisten standen vor dem Rathaus, ihre Knöpfe blitzten, die langen Schleppsäbel hingen neben den Gummiknüppeln, sogar richtige Pistolen hatten sie am Koppel. Es war eine gerade nicht ruhige Zeit, es gab wieder einmal Wahlen. Überall klebten große bunte Plakate von 36 Parteien.

Nach einer kurzen Pause verkündete der Kapellmeister: »Auf Wunsch des Herrn Brauereibesitzers, Herrn Haselmann, spielen wir jetzt die Ouvertüre zu ›Die schöne Galathee‹ von Franz von Suppe. Ich bitte um Aufmerksamkeit und Ruhe!« Mein Vater hätte lieber einen Marsch gehört, aber schließlich kannten wir diese schöne Galathee.

Auf unserem alten Grammophon kreischte ab und zu die ziemlich ehrwürdige Platte, wenn wir Märsche überhätten. Ja, wir waren Musikkenner. So schlecht war diese Ouvertüre eigentlich nicht.

Ja, das war wie auf unserer Grammophonplatte, nur hier kreischte es nicht.

Es klang ganz gut, er arbeitete wie wild mit seinem Taktstock, so einfach war diese Galathee anscheinend nicht. Ein Kunstgenuß auf dem Marktplatz.

Für mich war es interessant, wie die Musiker arbeiteten, sogar der Mann an der Pauke schwang kunstvoll seinen Schwengel und drosch nicht wie sonst auf seine Pauke. Ich hatte manchmal den Eindruck, sie spielten eine andere Galathee. Es gab viele leise Stellen, und dann wieder bliesen alle mit voller Kraft.

In diese Musik hinein ertönten ganz plötzlich andere Weisen, sie kamen aus einer Nebenstraße, wurden immer lauter.

Dann sah ich sie, die große rote Fahne.

Die Menschen auf dem Platz wurden unruhig, während die zwei Polizisten ziemlich schnell auf die Fahne zuliefen.

Ich rannte sofort los, schließlich mußte ich doch meinem Vater berichten, was da anmarschiert kam.

Ein großer Mann trug die Fahne vor einer Schalmeeikapelle. Männer in blauen Blusen und mit Ballonmützen bliesen, was das Zeug hielt, eine eigenartige Musik machten sie mit den silber blitzenden Instrumenten, die ich noch nie gesehen hatte. Wenigstens im Original.

Die zwei Polizisten hielten den Zug, denn hinter der Kapelle marschierten viele Männer, einige erkannte ich, sie waren aus unserer Straße. Transparente mit Sprüchen hielten sie hoch. Gegen diese laute Musik konnte sich die Galathee nicht durchsetzen, mit einem greulichen Mißklang hörte die Stadtkapelle auf zu spielen, während die Menschen sich ganz plötzlich in die Hauseingänge drängten, viele verließen merkwürdig eilig den Platz, weil sie jetzt noch etwas hörten. Trommeln und Pfeifen. Auf der Gegenseite tauchten sie auf, auch mit Fahnen. Die kannte ich, in der Mitte war ein runder weißer Kreis mit einem Hakenkreuz, solche Armbinden trugen die Neuankömmlinge. Musik, Geschrei, Kommandorufe ertönten.

Ich rannte zu meinem Vater, hockte mich mit auf seinen Löwen.

Direkt vor uns sprang ein dicker Mann in einer braunen Uniform auf eine Heringstonne, die ich vorher nicht gesehen hatte, und schrie durch einen riesigen Trichter, der genauso aussah wie unser Grammophontrichter.

Er schrie schrecklich, wurde ganz rot dabei im Gesicht. Wir sollten seine Partei wählen.

Ganz plötzlich war um ihn herum ein Gewühl von Ballonmützenträgern und braunen Schirmmützen.

Der Dicke verwandelte sich in einen Ringkämpfer, verschwand dann im Gewühl.

Dann war die sonst so friedliche Stadtkapelle an dem Aufruhr beteiligt.

Es waren durchweg starke kräftige Männer, meistens Zimmerleute und Maurer, die jetzt begannen, sich zu verteidigen. Ihre gelblichen Instrumente blitzten in der Sonne neben den silbernen Schalmeien, auch Notenständer schwebten in der Luft.

Ein Mann hatte einen riesigen breiten Gürtel bekommen, er steckte in der Pauke, die Fetzen des Trommelfells hingen an ihm.

Von unserem erhöhten Logensitz konnte ich alles gut beobachten.

Mein Vater hielt seine Krücken wie Gewehre, bereit, sich zu verteidigen, ein Glück, wir saßen etwas geschützt durch die Toreinfahrt.

In meinem Schullesebuch war ein Bild von der Französischen Revolution, die Erstürmung der Bastille. Dort war auch ein Fahnenträger zu sehen.

Also wenn im Kino manchmal sich die Männer verprügeln und Tom Mix immer gewann, so konnte ich jetzt einen Helden bewundern, der mit einer verbogenen Posaune wie mit einer Sense arbeitete.



Stöhnen, Schreie und krachende Geräusche untermalten das große Schlachtenbild.

Noch nie hatte ich einen Polizisten in einem Goldfischteich gesehen.

An uns vorbei rannte der Kapellmeister, in seinen Händen hielt er den Zylinder mit dem Geld und den abgebrochenen Taktstock, den brauchte er nicht mehr, hier gab es nichts zu dirigieren.

Dann entdeckte ich in der linken Nebenstraße zwei heranrasende, länglich grüne Autos.

Von ihnen sprangen lauter in grüne Uniformen gekleidete junge Polizisten, ihre Tschakos hatten sie mit Riemen unter dem Kinn festgeschnallt.

Es ging ganz schnell, sie stellten sich in Reih' und Glied auf, ein Oberpolizist schrie ihnen ein Kommando zu, sie griffen nach ihren Gummiknäppeln, schwärmten aus und begannen fast im Takt ihre Gummiknäppel zu schwingen, droschen auf alles, was sich vor ihnen bewegte.

Eine wilde Flucht begann, aber ein Pulk kämpfender Männer wälzte sich auf unseren Logenplatz zu.

Sie waren so ineinander verbissen, daß sie uns beide fast von dem Löwen schoben.

Ich hielt mich an dem steinernen Löwenschwanz fest, mußte aber loslassen, ein schwammiger feuchter Männerbauch preßte sich an mein Gesicht.

Ich versuchte zu schreien, aber dieser Bauch erstickte mich fast, schmeckte dazu salzig.

Angst packte mich, ich geriet immer tiefer in den Männerpulk. Endlich bekam ich etwas Luft und schrie: »Papa! Papa!« Aber wie sollte mich ein Einbeiniger retten?

Die Kämpfenden schnauften und stöhnten, und dann geschah das Wunder.

Ich hörte Holz splintern, Aufschreie, sah dann einen Augenblick meinen Vater.

Er stand auf einem Bein an den Löwen gelehnt und drosch mit seinen Krücken auf Köpfe und Leiber.

Es waren Hartholzkrücken, sehr stabil, sie wirkten wie Keulen. Dann war ich frei.

Mein Vater griff nach mir und zog mich auf den Löwen. In seinen Händen hielt er nun die zersplitterten Krücken, und in seinem Mund steckte immer noch die Zigarre, aber sie glich mehr einem schwarzen Pinsel, der schrecklich qualmte.

Er hatte mich befreit, ohne Revolver, ohne ein freuriges Pferd. Nur mit zwei Krücken.

Auf dem Marktplatz lagen verbogene Instrumente. zerrissene Kleidungsstücke, in manchen Ecken kauerten die Verwundeten.

»Los, hol die anderen Krücken, die stehen im Schuppen. Mein Gott, du blutest ja.«

Jetzt erst merkte ich etwas in meinem Gesicht.

Ich wischte mit dem Taschentuch den Kleister ab, aber es war nicht mein Blut, was so salzig geschmeckt hatte, kam davon, daß ich in meiner Not in den Bauch gebissen hatte.

Ich rannte heim, überholte die Gruppe der Kämpfer, so ungefähr muß es nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt gewesen sein, auch davon hatte ich ein Bild in meinem Lesebuch.

Als ich die Krücken angeschleppt brachte, saß mein Vater noch auf dem Löwen.

Als wir in unserem Haus ankamen, waren hier noch die Folgen der Schlacht sicht- und hörbar, denn vereint schimpften die Ehefrauen mit ihren Männern, in guten Anzügen waren sie losgezogen, verdreht und zerrissen kamen sie damit wieder.«

Besonders der Klenner, Emil hatte Schwierigkeiten wegen dem fehlenden Jackenärmel.

Mein Vater veränderte sich radikal, denn er rasierte sich den angebrannten Bart ab.  
Er bekam auch später noch Schwierigkeiten mit der Krankenkasse, als er neue Krücken haben wollte.  
Abnutzung lag nicht vor, und alle beide gleich total kaputt.

Die Stadtkapelle fiel einige Wochen aus. Sie hatte Glück, es starb in dieser Zeit kein vermögender Bürger, bei dem sie Trauermusik machen mußte.

Mein Vater meinte, sie hätten auch Glück gehabt, er meinte die Wahlkämpfer, die uns beinahe vom Löwen gestoßen hätten. Wenn er seine Beinprothese angeschnallt gehabt hätte, dann hätte er sie bei dem Gefecht abgeschnallt.

Eine gewaltige, wenn auch teure Keule.

Ich konnte nicht mehr feststellen, wen ich in den Bauch gebissen hatte, ein Stück blaue Leinwand und ein brauner Stoffetzen ließen die Vermutung zu, entweder ein Kommunist oder ein SA-Mann mußte eine Bißwunde an seinem Bauch haben.

Da war es schon friedlicher, wenn unser altes Grammophon uns »Die schöne Galathee« vorkreischte.

Am Montag gingen sie alle wieder in die Spinnerei arbeiten. Sie liefen nebeneinander, manche bildeten Gruppen, aber ihre Holzpantinen klapperten fast im Takt.

## Wege der Erinnerungen

Drüben über dem Waldrand kreist wieder das Mäusebussardpaar. Ab und zu in fast regelmäßigen Abständen unterbricht das Männchen den ruhigen, eleganten, lautlosen Flug mit kräftigen Flügelschlägen, um dem Weibchen zu imponieren, seine Rufe »Kliää-Kliää« gehören dazu.

Wie oft lag ich als Junge am Hochwald auf dem Rücken im weichen, fast zärtlichen Moosbett und sah den Bussarden zu, wie sie über mir schwebten oder dann auf ihrem Hochsitz hockten und unbeweglich nach Beute ausschauten. Ich beneidete sie um ihre mir unermeßlich vorkommende Freiheit.

Eigentlich tue ich es heute noch mehr, jetzt wo ich alt bin, weit weg vom Hochwald meiner Jugend. Ich stehe am Waldrand, Mooshügel umgeben mich, aber sie werden nie so weich und zärtlich sein können, wie die in meiner Heimat. Oder doch? Ich bin in der Fremde daheim. Bin ich es wirklich? Nein, ich komme davon nicht los, immer wieder Vergleiche anzustellen. Die ungeheure, beständig in mich hineingewachsene Kraft der Heimat beeinflusst mein Ichsein, taucht in den geheimsten Wünschen und Gedanken auf.

Ich schließe meine Augen, höre, wie der Wald mit mir spricht, rieche den betäubenden Duft, der aus der langen Mischhecke strömt und sich mit dem unverkennbaren Geruch des Tannenwaldes vereint. Ein Tierparadies, ein buntes lebendes Bild der Natur. Ich betrüge mich selbst, weil ich alles in die verlorene Heimat zurückversetze. Eine Einheit, zusammengestellt aus unzähligen Mosaiksteinchen, zu denen ich selbst gehöre. Was ist ein einzelner Mensch in so einem gewaltigen Zeitablauf mit seinen Fluchtstraßen, in dem wiederum meine Erlebnisse nur Stückwerk bleiben und schwer zu beschreiben sind.

Wie oft habe ich mir in der Fremde vorgestellt, hinter den Wegebiegungen würden vertraute Bilder auftauchen,

mich zu Vergleichen anregen, so kann es daheim gewesen sein. Es ist zu einer Gewohnheit geworden, die ich nicht loswerde, und sie auch nicht loswerden will.

Ich gehe auf dem schmalen Fußweg am Dorfbach, ich höre das Geplätscher an dem kleinen, von Kindern gebauten Wehr aus Steinen. Drüben im nahen Kindergarten lärmten die Kleinen. Ich sehe über dem hohen farbigen Gewirr aus Gras, Blumen und Unkraut den Kopf des alten Mannes, der an der schrägen Böschung mit seiner Sense arbeitet. Hier in dem kleinen Dorf geht man nicht so einfach mit einem kurzen Gruß aneinander vorbei. Den Alten kenne ich, er ist so ein Gemeindefaktotum, genau wie es der alte Stenzel in Schlesien war.

Das scharfe zischende Geräusch des Mähens hört auf. Dafür beginnt der Alte mit dem Wetzstein seine Sense zu schärfen. Schon als Junge hatte ich immer Angst, diese Sensenschleifer könnten sich die Finger abschneiden, denn blitzschnell saust der Stein an der Schneide hin und her. Die Angst habe ich auch jetzt, denn der Alte sieht überhaupt nicht hin, sondern nickt zu mir und meint: »Schienes Water heute, doa wächst doas Unkraut wie verrickt.«

Drüben der Kinderlärm, das plätschernde Wasser, der schmale Fußweg, dann dieser Sensenschärfer, der in meiner Heimatsprache redet. Immer wieder drängen sich Vergleiche auf, aber ich suche sie auch.

Meine Schiffe aus Schulbuchseiten fahren auf einem Bach, trugen meine Jugendträume weit fort, der alte Stenzel senste das fette Ufergras, ich sah ihm zu, hörte ihn wetzen und mähen, manchmal erzählte er mir richtige Geschichten.

Aber jetzt werde ich nicht barfuß über den Bach springen, oder auf den glatten Steinen balancieren. Aber meine Gedanken überspringen fünf Jahrzehnte, überqueren zwei Grenzen in Deutschland. Zwei alte Männer, ein Toter

und ein Lebender, werden zu einer Spur, dazu gehört der Bach, das Wehr und der Lärm der Kinder.

Der Alte erzählt mir so lebhaft und farbig von seinem Dorf bei Waldenburg, daß sich mir diese Landschaft auf-tut, als ginge ich neben ihm in die Vergangenheit.

Endlich hört er dabei auf seine Sense zu schärfen, wahr-scheinlich hat er den ängstlichen Blick auf seine rechte Hand bemerkt. Er steckt den Wetzstein in das altmodi-sche Kuhhorn, vielleicht hat er es mitgebracht in seinem Bündel. Der alte Stenzel hatte auch so ein Futteral an sei-nem breiten Gürtel hängen. Wie schnell alles zurück-kommt, jetzt stopft sich der Alte umständlich und be-dächtig seine Tabakspfeife, ein gewaltiger Kolben, aus dem später der Rauch zu mir herüberzieht. Es muß ein schrecklicher Krüllschnitt sein.

Vielleicht hat es mir damals der alte Gustav Stenzel auch gesagt, so wie es jetzt der alte Mann tut.

»Er ist gut gegen Fliegen und Mücken.«

Ich gehe weiter und höre noch eine Weile das scharfe ei-genartige Geräusch der Sense, sehe zwei alte Männer, die sich zu einer Person vereinigen. Die bunten hüpfenden Punkte, die mir nicht gerade leise auf der Holzbrücke be-gegnen, reißen mich aus meinen Gedanken. Sie gehen heim, sie sind hier daheim. Der Kindergarten entläßt seine Schützlinge.

Heimat braucht Menschen, an mir vorbei zieht die Ge-genwart und die Zukunft. Der alte Mann hebt leicht seine Hand, ich antworte ohne Worte. Mach's gut, alter Mann, denke dabei an Stenzel.

Der Weg führt mich an den Dorfrand, dort empfängt mich ein bekannter Urgeruch, drüben rattert ein Trecker, daran hängt der Jauchewagen. Eigentlich nichts Besonde-res, immer noch besser und gesünder als der Benzinge-stank in der Stadt. Jauche aus Westfalen riecht, duftet oder stinkt nicht anders als die aus Schlesien.

Immer diese Erinnerungen, sie drängen sich jetzt in meine Nase. Durch den Schrotbauern bekamen wir einen ganzen Tag schulfrei, na ja, eigentlich mehr durch seine Jauche.

Die Schule befand sich am Stadtrand, der Schrotbauer hatte direkt daneben ein Stück Land. An diesem Morgen fuhr er mit seinem Jauchewagen an der Schule vorbei auf seinen Acker. Nichts Besonderes, der Wind stand günstig, der Duft wehte in die freie Natur.

Bei der zweiten Fuhre geschah es. Böse Zungen behaupteten, Schrot habe im Goldenen Anker einen gezischt, um etwas anderes zu riechen als seine Jauche. Im Trab kam er angefahren.

Vielleicht hatte er aus Versehen an der Leine gezogen, die das Ventil öffnete, es kann auch sein, auf dem Kopfsteinpflaster hatte sich durch den Trab der Verschluss des Jauchefasses geöffnet, es ist nicht mehr feststellbar, und auch heute nicht mehr wichtig.

Wir brüllten und rannten an den Schulhofzaun, denn der Schrotbauer jauchte die Straße, hockte dabei schwankend auf dem Kutschersitz, mir kam es vor, als würde er schlafen. Oh herrliche schlesische Jauche, urkräftiges Aroma von Mensch und Tier, sie floß auf die Pflastersteine, lief in die Rinnsteine.

Der breite, kräftige bräunliche Strahl spritzte auch auf den Bürgersteig, an einigen Stellen erreichte er den Schulzaun. Durch unser schreckliches Gebrüll wurde Schrot auf uns aufmerksam, er hielt an, sah nach hinten, stieg so schnell er eben konnte von seinem Kutschbock und wollte das Ventil schließen. Aber da klemmte der Verschluss, Schrot tanzte im Jauchestrahle, sah aus, wie eben ein Mensch aussieht, der in brauner Brühe steht, um ihn herum bildeten sich große Pfützen.

Der Wind stand günstig, wenigstens von uns Kindern aus betrachtet, die Straße führte um die Schule herum, wir

waren vom Jauchegestank eingeschlossen.  
Am liebsten hätten wir den alten Schrot umarmt, weil der Rektor verkündete, wir sollten heimgehen. In der Schule stand der Gestank in allen Räumen, lüften ging nicht, weil es dadurch nur noch schlimmer wurde.  
Wir haben den Schrot nicht umarmt, weil er eben wie ein Jauchelappen aussah und stank.  
Als wir heimkamen, schrien wir in unserer Straße herum.  
»Der Schrotbauer hat die Straße gejaucht!« Ja, manchmal geht die Erinnerung auf seltsamen Wegen, die nicht nur sichtbar, sondern auch riechbar sind.



## Dämmerstunde

Eigentlich wollte ich noch eine Seite schreiben, aber wie kann ich mit der Schreibmaschine klappern, wenn unsere Dämmerstunde gekommen ist. Sie sitzt schon am Fenster und wartet auf mich. Der Spätherbsttag geht vom Abend über in die Nacht.

Der hohe Mischwald ist im Horizont verschwunden, taucht nur ab und zu im grellen Lichtkegel der Autoscheinwerfer wieder ganz kurz auf.

Es ist ein gutes Gefühl zu wissen, daß sie neben mir sitzt. Was sollen wir reden?

Wir lieben diese Dämmerstunde, in der ein kurzer Satz manchmal mehr sagt als eine lange Rede. Vierzig Jahre Ehe sind eine lange Lehrzeit, unser Leben ist ausgeleuchtet, es gibt kaum etwas, was nicht erlebt, besprochen oder erkämpft wurde. Denn es war ein Kampf, unser Kampf. Es war eine schwere, aber schöne Zeit, fast vermissen wir sie.

Wie oft waren wir verzweifelt, mutlos.

Aber einer von uns beiden raffte sich auf.

Ich war Stehaufmann und sie Stehauffrau, wenn ich es genau formuliere.

Wie oft waren wir glücklich und zufrieden.

Und einer von uns beiden erinnert den anderen daran, denn es ist wichtig, bewußt das Glück zu erleben, weil es Menschen gibt, an denen es vorbei geht.

Wir wissen um das Glück, gemeinsam jetzt hier zu sitzen. Ich denke zurück, weit zurück. War es nicht herrlich, wenn meine Mutter das Licht auslöschte und wir auf den Vater warteten, wenn er von der Spätschicht kam.

Es war das kleine Glück meiner Kindheit.

Nicht käuflich, weil es niemand herstellen kann. Es muß wachsen in der Liebe.

Meine Mutter war tapfer, schaffte uns Kindern die Burg,  
deren Mauern uns schützten.  
Diese Dämmerstunden sind mir unvergeßlich.  
Die Frau, die jetzt neben mir sitzt, weiß um meine Erin-  
nerungen.  
Die Schwierigkeiten und Nöte, die ich damals hatte, wur-  
den in diesen Dämmerstunden beseitigt.  
Schularbeiten, Kinderprobleme.  
Heute lächle ich darüber, aber damals nicht.  
So hat es meine Frau mit den Kindern gehalten, sie hatten  
ihre Stunden, wo Zeit für sie da war.  
Ich weiß, wie arm eigentlich reiche Kinder sind, wenn sie  
in ihren Zimmern zu den Unterhaltungsmaschinen flüch-  
ten, weil niemand Zeit für sie hat.  
Es kam die Zeit, wo wir nicht mehr auf unseren Vater  
warteten, da wir aus dem Nest flüchteten.  
Wie oft hätte ich viel dafür gegeben, diese Stunde zurück-  
holen zu können.  
Da gab es keine Mutter, der ich hätte meine Sorgen an-  
vertrauen können.  
Und wie oft war es mehr als eine zerschlagene Blumen-  
vase. Als ich es damals meiner Mutter sagte, so im Zwi-  
licht des Abends, meinte sie: »Es gibt schlimmere Dinge,  
eine Vase ist zu ersetzen.«  
Ja, dann wollte ich während so einer Dämmerstunde mei-  
nen Eltern ein großes Schloß bauen, jedenfalls versprach  
ich es meiner Mutter.  
Allerdings bekam ich Schwierigkeiten mit meiner jungs-  
ten Schwester, die wollte nämlich meiner Mutter und uns  
allen auch ein Schloß kaufen.  
Da brauchte man nicht über den dunklen Hof zu laufen,  
wenn man in der Nacht mal mußte.  
Also bei mir hatte jeder ein großes Zimmer, leider bei mei-  
ner Schwester auch.

Meine Mutter wollte keins von unseren Traumschlössern,  
und eigentlich war ich froh darüber, denn bei uns in der  
kleinen Wohnung spukte es nie.  
Wie schön war es, wenn ich in der Dachkammer lag und  
wußte, nebenan waren meine Eltern.  
Und es kam eine Dämmerstunde, wo bei Stromsperre und  
Fliegeralarm mein Wunsch unerfüllbar blieb, nicht mehr  
an die Front zu müssen. Ganz sicher war es auch bei  
Martha nicht anders.  
Aber wir waren schon zufrieden, wenn wir überlebten.  
Und jetzt sitzen wir am Fenster.  
Unsere Wünsche sind bescheidener geworden.  
Das Wettrennen liegt hinter uns.  
Einmal wird einer von uns allein in der Dämmerung Zu-  
rückbleiben.  
Wir wissen beide, es ist ein unausweichlicher Punkt in un-  
serem Leben.  
Jetzt verstehe ich auch meine Mutter, daß sie manchmal  
davon sprach. Dabei war sie nicht etwa besonders traurig,  
nein, ganz sicher schöpfte sie die Kraft aus dieser Besin-  
nungspause.  
Und ohne daß es jetzt einer von uns beiden ausspricht,  
haben wir dieselben Gedanken.

## Nachwort

Seine ersten Gedichte habe er im Zorn geschrieben, berichtet Herbert Berger.<sup>1</sup> Aber war er wirklich ein wütender Mann? Der Großteil der hier versammelten Texte weist in eine andere Richtung. Andererseits war Berger ein Kind seiner Zeit. Er hatte sich, wie er wissen ließ, intensiv mit den Werken seiner Vorgänger, sprich: anderer Arbeiterdichter, befasst, bevor er selbst zum Schreibstift griff. Seine frühe Lektüre bestand sicherlich nicht aus Texten, die die Arbeitswelt und das Leben des Bergmanns romantisch idealisierten. Eher schon aus den Gedichten eines Heinrich Kämpchen, die das Los des hart unter Tage arbeitenden Bergmanns realistisch und ungeschminkt anprangerten.

Mitentscheidend für Bergers erste Veröffentlichungen war Anfang der 1960er Jahre der Umstand, dass die industrielle Arbeitswelt plötzlich und unerwartet von sich reden machte. Die Gruppe 61, eine Vereinigung von Arbeiterdichtern, wurde weit über ihr Gründungszentrum Dortmund hinaus bekannt. In Autoren/Kritikern wie Martin Walser und Walter Jens fand die Gruppierung prominente Befürworter. Sie begrüßten, dass sich die Literatur wieder realen Lebensbedingungen und speziell der Wirklichkeit der Arbeitswelt zuwandte, statt sich in fiktionale oder experimentelle Texte zu flüchten. In diesem Zusammenhang nahm Berger Kontakt zu dem Dortmunder Bibliothekar Fritz Hüser, dem geistigen Vater der Gruppe 61, auf. Seiner Anfrage ist zu entnehmen, dass er damals bereits (bescheidene) Kontakte zum Literaturbetrieb geknüpft hatte:

---

<sup>1</sup> Vgl. den im vorliegenden Lesebuch abgedruckten Text *Meine ersten Gedichte entstanden im Zorn* aus dem Band *Der Pütt hat mich ausgespuckt* (1986).

Als Bergmann schreibe ich seit langer Zeit über meine Arbeitswelt, erweiterte dann auf die Familie und Alltagsprobleme. Es ist nicht einfach, zu arbeiten, und dann noch zu schreiben, noch schwieriger ist dann eine Kritik einzuflechten. Wenn es teilweise Mode geworden ist, alle schreibenden Arbeitnehmer als unchristlich abzustempeln, so habe ich diese Einwände zu entkräften versucht. Ich mußte allerdings verwundert feststellen, daß nach anfänglichen Schwierigkeiten gerade kirchliche Zeitschriften meine Beiträge verlangten. Bei den gewerkschaftlichen Zeitungen dauerte es etwas länger, es mag an Platzmangel und Überangebot gelegen haben. In der betrieblichen Problemstellung bin ich mittendrin im Anschauungsunterricht. Ich schreibe, weil es mir Spaß macht, und wenn ich alle meine Aufzeichnungen und Notizen verarbeitet habe, bin ich Rentner oder meine Jahre reichen nicht dazu. Meine Anfrage an Sie wäre, ob es möglich ist, von Ihnen etwas über die Gruppe 61 zu erfahren, und ob ich nicht hochstapele, wenn ich anfrage. In vielen Unterhaltungen, mit Redakteuren, Direktoren und vor allen Dingen mit meinen Kumpeln, Nachbarn usw. konnte ich doch eine gewisse Erweiterung meiner Kenntnisse erlangen. Betriebsratangebote, Gewerkschaftsfunktionärstellung, oder gar eine betriebliche bessere Einstufung lehne ich ab, weil ich in meiner Schreiberei frei bleiben will. Radikale Strömungen liegen mir nicht, ich war bis 1952 drüben, bin aber kein Verdammer, weil sich gewisse Zugeständnisse doch ergeben müssen. Sehr geehrter Herr Direktor Hüser, ich wäre Ihnen wirklich sehr dankbar, wenn Sie mir einen Hinweis geben würden, wie man sich als schreibender Arbeitnehmer gewissen Kreisen anschließen soll, oder auf sich allein gestellt weiter machen soll. Anbei einige kleine Beilagen, längere Manuskripte mute ich Ihnen nicht zu.<sup>2</sup>

Die Anfrage blieb, soweit bekannt, folgenlos. Eine andere Kontaktaufnahme war hingegen erfolgreicher. Im Umfeld des ungleich politischeren Werkkreises Literatur der Arbeitswelt, der Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre aus der Gruppe 61 hervorgegangen war, ist Berger in zwei

---

<sup>2</sup> Brief vom 7. März 1968, abgedruckt in: Fritz Hüser Gesellschaft, Jasmin Grande (Hg.): Fritz Hüser 1908-1970. Briefe. Bochum 2008, S. 179f. Hüser antwortete knapp, dass sich Berger an Josef Büscher wenden solle. Er fügte ein Faltblatt zur Gruppe 61 bei.

wegweisenden Anthologien vertreten (*Schrauben haben Rechtsgewinde*, 1971, sowie *Für eine andere Deutschstunde*, 1972). Er schrieb damals Texte, wie sie der Werkkreis propagierte – formal eher schlichte, eingängige Verse mit eindeutiger, klassenkämpferischer Botschaft, allerdings weitgehend austauschbarem Sound. In dem gemeinsam mit Gerhard Hinz und Richard Limpert verfassten Band *Gedichte des Sozialpartners* (1971) ist Berger mit neun Gedichten vertreten.

Der Buchtitel ist ironisch zu verstehen. Dem Wort »Sozialpartner« wohnte Verschleierungstaktik, geheuchelte Solidarität inne. Eben hierauf heben das Vorwort und das von Horst-Dieter Gölzenleuchter entworfene Titelcover ab, das einen Profitgeier zeigt, der von einer in die Höhe gereckten, geballten Faust gewürgt wird. Um den Effekt noch zu steigern, hatte der aufkreischende Geier statt Augen die NS-Hakenkreuz-Runenzeichen. Weitere, ebenso provokante Illustrationen durchziehen die gesamte knapp 70-seitige Publikation. Im vorliegenden Fall pochte der vermeintliche »Sozialpartner« darauf, Arbeits- und Lebenssituationen aus seiner Sicht zu interpretieren. Denen »da oben« stehen die »da unten« gegenüber, ausgebeutet an Leib und Seele. Die abgedruckten Gedichte weisen ein hohes Aggressionspotenzial auf, gepaart mit klassenkämpferischem Selbstbewusstsein und offensiv zur Schau getragener Oppositionsgeist. Günter Hinz brachte dies in den programmatischen Versen auf den Punkt: »Ich schreibe / nicht für Krupp und nicht für Thyssen, / mein Standpunkt / ist nicht der von Abs und Flick, / ich bin / nicht unparteiisch, wie sie wissen, / mit jeder Zeile mach ich Politik. // Mein Stil ist hart – ich schreibe ungebeten, / den Spießern mach ich unterm Hintern Dampf, / ich bin Prolet und schreibe für Proleten, / mein Wort soll Waffe sein / im Klassenkampf ...« Solchen Texten kam es nicht auf wortgewandte Ästhetik an, sondern auf schlagkräftige Pointierung. Aufrütteln, Aufklären, Mobilisieren lautete

die Losung. Herbert Berger konnte sich im skizzierten Kontext gut behaupten. Er erfüllte alle Vorgaben und Erwartungen, die man an politische Arbeiterdichtung dieser Couleur stellt. Dennoch wirken seine Texte – mit Blick aufs Gesamtœuvre – wie Fremdkörper. Agitprop-Gedichte ›harter Machart‹ sind nicht sein Metier. So ist erklärlich, dass er in den vielen weiteren Anthologien des Werkkreises nicht mehr vertreten ist. Er ging überhaupt auf Distanz, zumal der Werkkreis mit provokanten, nahe am Spektakel angesiedelten Aktionen an die Öffentlichkeit trat. Auch das war nicht seine Welt. Berger besann sich auf sein eigentliches Metier: die Kurzgeschichte. Die Gedichtform tritt quantitativ immer mehr in den Hintergrund.

In *Ich und meine Stadt* (1974), Bergers erster selbstständiger Veröffentlichung, zog der damals 55-Jährige eine erste Lebensbilanz. Er lässt Revue passieren: die Vertreibung aus seinem Heimatort Freiburg in Schlesien; die Stationen einer Flüchtlings-Odyssee, die seine Familie und ihn in ein kleines lippisches Dorf führte; seine ersten Jahre als Bergmann in Dortmund; den durch einen Zufall herbeigeführten Arbeitsplatzwechsel nach Ahlen; das Einleben in der Stadt; den allgemeinen politischen und beruflichen Strukturwandel, der sein Alltagsleben prägte; Freund- und Bekanntschaften; Orte und Begebenheiten seines täglichen Lebens.

Beschrieben wird ein mühsamer sozialer Aufstieg, der nie zu Reichtümern führte, immerhin jedoch zu einem bescheidenen Eigenheim in der Ahleener Underdog-Siedlung »Mexiko«. Man konnte sich den »Größenwahn« eines solchen Hauserwerbs nur leisten, weil Bergers Ehefrau Martha mit Stricken Geld dazuverdiente und auch sonst eine gewissenhafte »Geschäftsführerin« war. Fortan war Berger fest an die Stadt Ahlen »angebunden, wie eine Ziege, die sich selbst eine Kette um den Hals gelegt hat, ich konnte zwar meckern, aber ich kam nicht mehr los

von dieser Kette«. Obwohl das Lokalkolorit an vielen Ecken sprießt, ist *Ich und meine Stadt* keine unkritische Liebeserklärung an den damaligen Wohnort; dafür standen dem Autor die sozialen Probleme seiner Wahlheimat zu drastisch vor Augen.

Breiten Raum nimmt die Schilderung des Arbeitsalltages unter Tage ein. »Schon in der ersten Stunde, da dachte ich: ›Mensch, hier haust du bald ab«, so erschreckte mich dieser Saupütt. Da bist du ganz unten, nicht nur mit dem Körper, sondern auch mit der sogenannten Seele.«

Die Arbeitsbedingungen im Bergwerksstollen werden von Berger in ihrer ganzen existentiellen Härte beschrieben: Schmutz, Hitze, Lärm, klaustrophobische Enge, Unfälle, der Pütt als Todesfalle – die ›Unterwelt«, so wird deutlich, ist eine Welt für sich mit eigenen Voraussetzungen und Gesetzen.

Berger bedient sich, wie immer, einer einfachen Sprache. Es wechseln Sachprosa und erzählerische, anekdotische Passagen mit eingestreuter wörtlicher Rede. Die Erzählsituationen sind anschaulich und plastisch gestaltet. Die Dialoge ›greifen«, sind lebendig und lebensecht. Manches ist humoristisch gewürzt, sodass die Lektüre über weite Strecken kurzweilig und unterhaltsam ist. Man mag manches als kitschig angehauchte Sozialromantik abtun, im vorliegenden Fall sind solche Szenen jedoch aufrichtig und ohne kalkulierte Sentimentalität. Die Veröffentlichung erinnert in manchem an Erich Grisars Memoirenband *Kindheit im Kohlenpott* (1946) oder aus jüngster Zeit an Albin Leonards Jugenderinnerungen *Ostwind dreht auf West – Von Pommern an die Ruhr* (2022).

Fünf Jahre nach seiner Frühpensionierung veröffentlichte Berger 1981 sein zweites selbstständiges Buch, *Der Pütt hat mich ausgespuckt*. Schon nach Lektüre der ersten Buchseiten fällt auf: Das Buch ist professioneller geschrieben als der Vorgänger. Es ist dichter komponiert und präziser



in der Formulierung. Die kurzen Absätze und der sparsame Duktus sind genauer abgezirkelt und treiben die Handlung konsequent voran. Das wirkt abgeklärt und hat nichts gemein mit der gelegentlich anheimelnden Sentimentalität des Ahlen-Buchs. Berger hat, so wird deutlich, an seinem Stil gefeilt, konzentriert sich nunmehr aufs Wesentliche.

Mit der Nacherzählung autobiografischer Erinnerungen bewegt sich der Autor erneut auf sicherem, auf ›seinem‹ Terrain. Die Schilderungen reichen bis in seine Kindheit zurück. Das alles bestimmende Thema heißt Armut. Seine Eltern arbeiteten beide lebenslänglich in einer Spinnfabrik im schlesischen Freiburg. Es war nicht einmal Geld für Schuhe da. Wer so aufwuchs, lernte sich durchzuschlagen. Und wird sich schnell der allgegenwärtigen Klassenunterschiede bewusst.

Eine Jugend in der Weimarer Republik wird wirklichkeitstreu und ohne Schwulst und Pathos erzählt. Bergers Bilder sind dokumentarisch und nur wenig literarisch nachkoloriert. Nirgends wird übertrieben, nirgends gleitet das Erzählte ins rein Anekdotische ab. Der Autor erzählt Alltagsgeschichten, die durch ihre Ungekünsteltheit eine anrührende Plastizität besitzen. Das gilt auch für seine Schilderungen über den Arbeitsalltag unter Tage und die menschlichen Seiten der Arbeit.

Waren die harten Zeiten auch schöne Zeiten? Für Berger waren sie es nur, wenn er sich im Kreis seiner Familie befand. Wer so viel Negatives erlebt hat, so viel Schicksalhafteres und Tragisches, für den zählen Heim und Herd, scheint's, doppelt. »Wenn man nicht vergißt, wie alles war, weiß man, wo es langgeht. Deshalb habe ich meine Geschichte aufgeschrieben, die ganz bestimmt nur eine von vielen ungeschriebenen Geschichten ist.« *Der Pütt hat mich ausgespuckt* war durchaus erfolgreich. 2018 kam es

zu einem Nachdruck, und auch eine Hörbuchfassung schlägt zu Buche.<sup>3</sup>

Die frühesten in der vorliegenden Auswahl abgedruckten, bibliografisch nicht nachgewiesenen Verse<sup>4</sup> stammen aus dem Jahr 1964. Sie gelangten in der von Walter Köpping herausgegebenen, monumentalen Anthologie *100 Jahre Bergarbeiter-Dichtung* (1982) zum Abdruck. Es sind Fingerübungen, die zur Köpping'schen Anthologie passen, die ein idealisiertes Bild des Bergbaus zeichnet. Bergers frühe Texte reihen sich hier bestens ein, vor allem wenn sie ein Loblied auf die Taubenzucht singen. Der Autor ist mit immerhin 26 Texten in der Sammlung vertreten, nimmt also eine exponierte Stellung ein.<sup>5</sup> Aufs Ganze gesehen wird die eindimensionale Köpping'sche Auswahl Herbert Berger jedoch nicht gerecht. Er verfügte durchaus über eine breite Palette an Tonlagen und war – zumindest gelegentlich – auch dem Experiment gegenüber aufgeschlossen (vgl. seine Hörspielcollagen, Szenisches, bis hin zu Anleihen bei der konkreten Poesie).<sup>6</sup>

Mit dem Eintritt ins vorgezogene Rentenalter entwickelte Berger eine ungemeine Produktivität. Unzählige Stoffe hatten sich angesammelt, die zu Papier gebracht werden wollten. Das gilt vor allem für Bergers Erinnerungsprosa. Sie speist sich aus dem eigenen Vertriebenenschicksal, Kriegserfahrungen, der gefährlichen Arbeit unter Tage und Stoffen aus seinem Lebensumfeld. Mit Pattloch fand er hierfür einen größeren überregionalen Verlag, der sich

---

<sup>3</sup> Der Nachdruck erschien online bei Saga Egmont, Kopenhagen, das Hörbuch vmtl. 1986 bei Murrhardt (*Schumm sprechende Bücher*).

<sup>4</sup> Als Erstdrucke sind die von Berger im oben zitierten Brief an Hüser erwähnten Publikationsorte zu vermuten.

<sup>5</sup> Weiterhin wird aus den bis dahin erschienenen, oben genannten Büchern Bergers zitiert.

<sup>6</sup> Vgl. den im vorliegenden Band zitierten Text *längst der langst*, der freilich singular blieb. Bergers erotische Gedichte (*Westfalenspiegel*, August 1975) dürfen hingegen als misslungen bezeichnet werden.

von seinen Wurzeln her als traditionsreicher christlicher Verlag verstand und ethisch orientierte Sachbücher herausbrachte. Hier war Berger mit *Drei Minuten täglich. Geschichten für jeden Tag* (1983) gut aufgehoben. 365 Seiten, 365 Geschichten: Ein ehrgeiziges Unternehmen und keine kleine Herausforderung. Berger meisterte sie, indem er auch auf frühere Texte rekurrierte und diese variierte – was nicht nur dokumentiert, dass er intensiv an seinen Texten arbeitete, sondern auch, dass er sie unterschiedlichen Textsorten anpassen konnte. Dies zeigen auch seine neun Beiträge für das damals meinungsstarke Monatsmagazin *Westfalenspiegel*, in dem Berger mit Gedichten und Prosatexten vertreten ist: eine nicht gering einzuschätzende Anerkennung durch ein vielgelesenes Magazin, das maßgeblich das literarische Leben in Westfalen repräsentierte.

Statt mit der Tagespolitik zu hadern, wendet sich Berger in seinen Drei-Minuten-Geschichten mit versöhnlichem Blick Personen aus seinem Umfeld zu – Kumpels, Menschen aus der Zechensiedlung, anderen Marginalisierten, deren Lebensschicksal allzu oft übersehen wird (einer Toilettenfrau, einem Busfahrer, einer Krankenschwester, einer Zeitungsfrau usw.), also jenem Personal, über das sonst niemand spricht und über das keine Zeitung berichtet. Es sind vornehmlich alte und verarmte Menschen, Einsame, Kranke, Alkoholiker, seelisch Verhärmte, die zu Wort kommen. Im vorgegebenen Erzählraster können sie zu Heldinnen und Helden des Alltags werden, sich durch Mut und Zivilcourage beweisen. Der Band handelt aber auch von gesellschaftlicher Diskriminierung, sinnlosen und unnötigen staatlichen und behördlichen Reglementierungen und dem, woran es einem unentfremdeten menschlichen Zusammenleben mangelt.

Im Zentrum steht stets der Mensch und seine konkrete, meist von Armut geprägte Lebenssituation. Oft ist sie ge-

kennzeichnet durch persönliche Schicksalsschläge und Ereignisse, die das Leben von einem Moment auf den anderen aus dem Lot bringen. Berger erzählt vermeintlich kleine Geschichten, die jedoch oft über Leben und Tod entscheiden. Er liefert lebensechte psychologische Porträts, die anrühren, ohne in nostalgische Verklärung abzugleiten.

In ihrer sozialen Kernaussage sind diese Miniaturen eindeutig: Klassegegensätze und Ungerechtigkeiten werden beim Wort genannt, die Folgen von Kriegstreiberei aufgezeigt, der unwürdige Umgang mit sogenannten Gastarbeitern geißelt. Wiederholt geraten die Großtuer, Großschwätzer und politischen Profiteure ins Visier der Kritik. Wie auch der Folgeband *Heiteres und Besinnliches* (1984) ist *Drei Minuten täglich* ein Trostbuch für ›jedermann‹. Es liefert mit pädagogischem Anspruch Lektionen für die Bewältigung des normalen Alltags, soll nachdenklich stimmen und zugleich unterhalten.

Der geringe Umfang der Erzählungen kam dabei einem Publikum entgegen, das nicht aus Vielleser:innen bestand. Dem Leser/der Leserin wird Nachdenkliches und Bedenkenswertes geboten, Anstöße zum Innehalten und zur möglichen Korrektur eigenen Handelns. Jeder Geschichte war ein biblischer Psalm beigegeben. Hierdurch wird die religiöse Grundierung der Berger'schen Texte explizit herausgestellt.

*Drei Minuten täglich* ist ein kurzweiliges Buch für die Krankenhaus- und Pfarrbibliothek, was hier nicht despektierlich gemeint ist. Es war Bergers erfolgreichstes Buch und erlebte mindestens sechs Auflagen.

Bei dem erwähnten Band *Heiteres und Besinnliches* ist der Erzählgestus ähnlich verhalten und unpräzise. Oft steuern Missverständnisse und Zufälle die Handlung. Die Plots sind unspektakulär und oft voraussehbar. Aber das ist auch bei Fernsehserien dieses Strickmusters nicht an-

ders. Überhaupt: Die von Berger erzählten Episoden gäben ein gutes Drehbuch ab für die vor Jahren beliebten *Geschichten aus der Provinz* oder die *Jakob-und-Adele-Folgen*.

Bei den autobiografischen Texten lässt Berger seinen Gefühlen freien Lauf. Er versteckt sich nicht, lässt Wehmut und Heimweh nach der »guten alten Zeit« zu. Immer wieder stehen ihm das Bild der Mutter und der einfache elterliche Haushalt vor Augen:

Ich bin in der Fremde daheim. Bin ich es wirklich? Nein, ich komme davon nicht los, immer wieder Vergleiche anzustellen. Die ungeheure, beständig in mich hineinwachsende Kraft der Heimat beeinflusst mein Ichsein, taucht in den geheimsten Wünschen und Gedanken auf. Ich schliesse meine Augen, höre, wie der Wald mit mir spricht, rieche den betäubenden Duft, der aus der langen Mischhecke strömt und sich mit dem unverkennbaren Geruch des Tannenwaldes vereint. Ein Tierparadies, ein buntes lebendiges Bild der Natur. Ich betrüge mich selbst, weil ich alles in die verlorene Heimat zurückversetze. Eine Einheit, zusammengestellt aus unzähligen Mosaiksteinchen, zu denen ich selbst gehöre.

An anderer Stelle heißt es: »Unsere Kinder schleppen kein Gepäck einer verlorenen Heimat mit sich herum. Aber wir tragen schwer daran.« Und: »Ich habe Sehnsucht nach einem ganz gewöhnlichen Tag, den es nicht mehr gibt.« Erfolgreich war Berger auch mit seinem Jugendbuch: *Der fremde Linksaußen. Die Geschichte eines Aussiedlerjungen* – auch dies ein Zeichen dafür, dass die Zeit nach seiner Pensionierung neue Produktivität freisetzte. Das Buch erschien im populären Schneider-Kinderbuchverlag und erlebte 1986 eine zweite und 1990 eine dritte Auflage. Erzählt wird die Geschichte eines Abschieds. Der 10-jährige Jan kommt mit seinen Eltern als Spätaussiedler von Oberschlesien in die Bundesrepublik. Er muss viel zurücklassen: seine Freunde, an denen er sehr hing, seinen Hund, sein Fahrrad und eine Landschaft, die ihm unendlich viele

Abenteuerspielplätze bot. Er will nicht nach Deutschland, doch er muss seinen Eltern folgen, die vor Jahren einen Ausreiseantrag gestellt hatten. In Deutschland ist ihm alles fremd. Andere Kinder meiden ihn und beschimpfen ihn als »Ruski«. Er hat keinen Freund und kann sich sprachlich nicht verständigen. Im letzten Moment wird sein Versuch vereitelt, als blinder Passagier mit einem Eisenbahnwaggon nach Polen zurückzukehren. Durch Zufall findet er Anschluss an eine Jugendbande. Als guter Sportler wird er in deren Fußballmannschaft aufgenommen. Allmählich findet auch Jan Freunde und so etwas wie eine Ersatzheimat. Er nimmt sich vor, anderen Kindern zu helfen, denen es wie ihm ergangen ist, etwa einem jungen Rumänendeutschen, der ins Nachbarhaus eingezogen ist. Berger verzahnt geschickt die typischen Elemente einer Jugenderzählung. Dem Leser/der Leserin wird durch eine einfache, spannende Handlung die Notwendigkeit sozialen Handelns nahegebracht. Sie werden animiert, seine Vorurteile zu überwinden und solidarisch zu handeln. Auch wird aufgezeigt, dass soziale Gegensätze durch menschliches Handeln überbrückt werden können.

In *Der fremde Linksaußen* sind viele autobiografische Momente eingewoben. Der erste Teil des Buches ist eine einzige Liebeserklärung an Schlesien. Auch Elemente aus dem Arbeitermilieu spielen eine Rolle. Jans Eltern leben in einer Bergarbeitersiedlung, sein Vater verdient sein Geld unter Tage. Von daher ist Berger einmal mehr »seinen« Themen treu geblieben.

Insgesamt verbleiben Herbert Bergers Texte im Kontinuum des traditionellen Erzählens. Schuster, bleib bei deinen Leisten, wird sich der Autor gesagt haben, der sich uns als Angelfreund und Tauben- und Kaninchenzüchter durchaus selbstbewusst im Schrebergartenambiente vorstellt. Autor:innenlesungen führten ihn nicht in die Großarenen der Literatur, sondern in Seniorenkreise und Kran-

kenhäuser. Auch darin sah er keinen Makel. Der Schriftstellerzunft stand er überhaupt distanziert gegenüber, sofern dieser mit Eitelkeit und Selbstgefälligkeit einherging – Selbstironie inbegriffen.

Bergers Texte sind in hohem Maße authentisch. In dieser Hinsicht steht er in einer Reihe mit dem Moralisten Paul Schallück, mehr aber noch mit Josef Reding, der seine Laufbahn freilich ganz anderes verfolgen und sie zu seinem Haupt-Lebenserwerb machen konnte. Eine solche literarische und mediale Präsenz war Herbert Berger weder vergönnt noch wird er sie angestrebt haben. Auch deshalb blieb er eine weithin verkannte Randfigur, die gleichwohl ein genaueres Hinsehen verdient hat.

Herbert Berger bewegte sich mit dem, was er schrieb, stets auf sicherem Boden. Der Fundus, aus dem er schöpfte, waren seine persönlichen Erfahrungen, die er in stets neuer Variation literarisch verarbeitete. Diese Erinnerungen versuchen immer wieder, die heile Welt der Kinder- und Jugendzeit schreibend zurückzugewinnen. Auch seine späteren Texte sind von einer Harmoniesehsucht geprägt, die man dem Autor gleichwohl nicht als Eskapismus ankreiden sollte. Seine Stunden an der Schreibmaschine waren ihm ›heilig‹. In ihnen war er ›ganz bei sich‹. Hieran ließ er andere gern teilhaben.

Berger war kein Kunstschriftsteller, kein Schreibartist. Experimentelles Schreiben war ihm fremd. Aber er besaß unzweifelhaft ein Talent zum Geschichtenerzählen. In dieser Hinsicht ist er ein volkstümlicher Erzähler ›alter Schule‹. Dabei fällt angenehm ins Gewicht, dass er seiner distanzierten realistischen Schreibweise treu blieb und auf Pathos und Sentiment verzichtete.

Schreiben war für Berger, fern jeder Veröffentlichungsmöglichkeit, ein Medium der Selbstvergewisserung. So wie der Flüchtling und »Verstoßene« im realen Leben heimisch zu werden versuchte, so versuchte er, sich eine Hei-

mat, eine geordnete, überschaubare Welt literarisch zu beschreiben«. Sein Schreibtalent sah er als besonderes Geschenk an. Er leitete daraus die Verantwortlichkeit ab, soziale Missstände beim Namen zu nennen. Neben seinem kräftezehrenden Beruf als Bergmann musste er sich die Zeit, die er an der Schreibmaschine verbrachte, mühsam abzwängen. Schreiben war für ihn mehr als ein Hobby, es war ihm ein unbedingtes Bedürfnis, in das er viel Lebensenergie investierte. Bis ins Alter versuchte er, sich literarisch weiterzuentwickeln – auch das verdient Bewunderung.

Das alles soll nicht heißen, dass Herbert Berger hier zu einem großen Schriftsteller verklärt werden soll. Das wäre zu viel des Guten und ungerechtfertigt. Er hätte das auch nicht für sich in Anspruch nehmen wollen. Aber er hat seine Talente im Rahmen seiner Möglichkeiten genutzt. Das, was an Büchern und Texten vorliegt, ist ein zwar schmales, aber doch konzentriertes und in Manchem bemerkenswertes Werk.

Nachzutragen sind einige wenige biografische Daten: Herbert Berger wurde 1919 im Świebodzice (Freiburg)/Schlesien geboren. Nach Volksschule und einer Kaufmannslehre wurde er zum Arbeitsdienst und zum Militärdienst einberufen, der ihn an unterschiedlichste Fronten in Europa führte. Nach 1945 war er in Ostdeutschland in verschiedenen Berufen tätig. 1951 kam er nach Ahlen, wo er als Bergmann arbeitete. In dieser Zeit (ab 1952) fallen erste schriftstellerische Versuche. Seinen Beruf ging er bis zu seinem 56. Lebensjahr nach. Im Ruhestand lebte er mit seiner Ehefrau bis zu seinem Tode im beschaulichen Nachbardorf Hoetmar. Martha Berger war ihm bis zuletzt eine unersetzliche literarische Partnerin. In dem Band *Drei Minuten täglich. Geschichten für jeden Tag* tritt sie als Mitautorin in Erscheinung (wobei nicht ersichtlich ist, welche Texte von ihm und welche von ihr



stammen). Dies ist erst beim letzten Band *Heiteres und Besinnliches* (1984) der Fall, dem seine strenge Erstleserin und Korrektorin 15 der 42 Texte beisteuerte. Eine erfüllte literarische und persönliche Partnerschaft, wie Herbert Berger wiederholt betonte.

## Textnachweise

*Meine ersten Gedichte entstanden im Zorn*, in: *Der Pütt hat mich ausgespuckt. Ein Ruhrkumpel erzählt aus seinem Leben*. Oberhausen: Asso 1981, S. 114f. – *Lyrikpreis der Stadt Darmstadt, Akkord, Morgen haue ich auf den Putz, Noch ein Jahr*, in: *Gedichte des Sozialpartners*. Mülheim/R.: Anrich 1971 [mit G. Hinz und R. Limpert], S. 15, 22, 25, 55 – *Kohlepreis*, in: *Westfalenspiegel*, Juli 1972 – *Gesellschaftsordnung, Feine Leute*, in: *Westfalenspiegel*, August 1975 – *Stationen mit und ohne Marta, Der Pütt, Am Zechentor, Am Amtsgericht, Im Gericht, Struktur im Wandel, Besuch, in der Grube, Früh um vier, stille stadt, Schulentlassungsfeier, Willi, längs der langst, Loblied der Daheimbleiber, die andere stadt, Die Kritiker*, in: *Ich und meine Stadt. Eine Biografie in Begegnungen und Kurzgeschichten*. Ahlen: Selbstverlag 1975, S. 11, 34, 36, 42, 44, 46-49, 50-53, 76, 77, 83, 94f., 117-121, 135, 136f., 144, 149-151 – *Meine Stechkarte habe ich abgegeben, Ein Esser mehr, Die Spinnerei, Allerhöchster Besuch, Uns blieb nur das Holzbein, Neunzehnhundertdreiunddreißig, Die Bücherverbrennung, Marie Berger, meine Mutter, Martha, Kriegstrauung, »Du kannst hier anfangen!«, Da werden Sekunden zur Ewigkeit, Kohlenkrise, Uns wird nichts geschenkt*, in: *Der Pütt hat mich ausgespuckt*, a.a.O., S. 7f., 9-11, 16-19, 33-35, 41, 43-46, 54-56, 58f., 67-69, 69f., 84-87, 122f., 123-127, 141-143 – *Wo ich wohne, Die Bergmannsfrau, Am Taubenschlag, Die Starrer, Ich sprach mit Ede*, in: W. Köpping (Hg.): *100 Jahre Bergarbeiter-Dichtung*. Oberhausen: Asso 1982, S. 414, 444, 512, 513, 521 – *So war meine Mutter, Aber wer weiß das schon, Der Container, Sie machten Schlagzeilen, Die Vorlesung, Jugendliche hinter dem Holztisch, Während ich schreibe, Morgenlektüre, Der Pakistani, Tatta, Heute kommt wieder so ein Dichter, Wartende, Wasenka aus Kat-*

towitz, *Die unechten Ringe*, in: *Drei Minuten täglich. Geschichten für jeden Tag*. Aschaffenburg: Pattloch 1983 [mit Martha Berger], S. 5, 6, 9, 12, 13, 23, 29, 65, 78, 107, 114, 124, 202, 221 – *Das Ende der schönen Galathee*, in: *Westfalenspiegel*, Oktober 1991, S. 40-42 – *Wege der Erinnerungen, Dämmerstunde*, in: Herbert Berger/Martha Berger: *Heiteres und Besinnliches*. Aschaffenburg: Pattloch, S. 103-107, 160-162.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■

Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125).